

AG 6/138

138/138

Johann Fischart

und

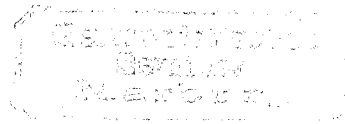
Rabelais' Gargantua.

Von

F. A. Gelbke.



Befonderer Abdruck aus dem Programm der St. Annenschule
zu St. Petersburg. 1873-74.



St. Petersburg.

Buchdruckerei von Steenken & Kaschinsky,
Offizierstraße 36.

1874.



T 80 357 605

Дозволено Цеплауром. С. Петербургъ, 3-го Марта 1874 г.

Johann Fischart und Rabelais' Gargantua.

Als Bodmer in den vierziger und Lessing in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gelegentlich wieder auf Johann Fischart hinwiesen, war der Name dieses Schriftstellers seit langer Zeit in fast völlige Vergessenheit gerathen. Möchte sich auch das siebzehnte Jahrhundert hindurch noch eine kleine stille Gemeinde an seinen Werken erfreut haben, wie dies (nach Vilmar) viele mit Randglossen und Bemerkungen versehene Exemplare Fischart'scher Schriften aus jener Zeit beweisen, so war doch von den Dichtern der schlesischen Schulen und ihren nächsten Nachfolgern kein Angedenken auf keine Weise gepflegt worden, und die Schwenkung, welche unsere Literatur mit Opitz machte, erklärt es leicht, daß Fischart bald ein tochter Mann war, und, wenn man will, dies für das größere Publikum bis auf unsere Zeit geblieben ist. An diesem letzteren Umstande trägt nun allerdings wohl der Mangel einer leicht zugänglichen, kritischen Ausgabe seiner prosaischen Werke die größte Schuld. Während die poetischen in neuerer Zeit (1866 und 1867) an H. Kurz einen trefflichen Herausgeber fanden, existiren die meisten jener nur in alten, oft sehr fehlerhaften Drucken und sind nach und nach selten geworden. Der Abdruck des Gargantua und Aller Praktik Großmutter in Scheibles Kloster genügt den billigsten Ansprüchen, die man an eine neue Ausgabe dieser Schriften zu stellen berechtigt ist, nicht im entferntesten, und es wäre deshalb doppelt wünschenswerth,

daß die gelehrten Herausgeber der Deutschen Dichter des XVI. Jahrhunderts (Leipzig bei Brockhaus), die uns in den bis jetzt erschienenen Bänden ihres Sammelwerkes eine so gediegene Auswahl aus den Volksliedern und Schauspielen jenes Jahrhunderts, wie aus den Werken Hans Sachsens gegeben haben, nun recht bald dazu schreiten möchten, ihre Sorgfalt und Arbeit den prosaischen Werken Fischart's zuzuwenden und für diese zu thun, was Kurz für die poetischen gethan hat. Erst dann, wenn wir eine solche Ausgabe besitzen, welche durch Einleitungen in die einzelnen Schriften und durch Erläuterung schwieriger Stellen, deren sich bei diesem Schriftsteller gar so viele finden, das allgemeine Verständniß erleichtern, wird Fischart den Literaturfreunden wieder so lieb und bekannt werden, als er es verdient.

Mit Zingref's kühler Anerkennung der antiquirten Verdienste Fischart's und vornehmer Beurtheilung dessen, was ihm „ohne Fleiß, einfältig aus der Feder geflossen“ (siehe dessen Vorrede zu Opitz' Gedichten 1624), war unseres Dichters Name verklungen. Bodmer schlug ihn, wie gesagt, hundert Jahre danach wieder an, indem er in seinen „kritischen Lobgedichten“ Proben aus dem Flöhsatz und dem glücklichsten Schiff gab. Lessing aber erwähnt seiner im 18. Literatur-Briefe bei der Besprechung des Klopstock'schen Messias, wo er Fischart das Verdienst vindicirt, den Hexameter zuerst in die deutsche Poesie eingeführt zu haben. Seine Prosasprache nennt er bei dieser Gelegenheit, etwas obenhin, eine possierliche, führt aber in dieser possierlichen Sprache einen treffenden Ausdruck an, dessen Wahrheit man gleich nach Fischart doch so gründlich verläugnet hatte, nämlich den: „daß die Deutschen ihre Sprache nicht von Andern haben, also wollen sie auch nit nach Andern traben; eine jede Sprach hat ihre sondere angeartete Übung und soll auch bleiben bei derselben Angeöhnung.“

Ein wesentliches Verdienst um Fischart erwarb sich hierauf Flögel, als er in seiner Geschichte der komischen Literatur (Riegnitz und Leipzig 1786) zum erstenmale eine fleißige Zusammenstellung der, Fischart's Leben betreffenden Data, so wie eine Analyse aller damals bekannten und ihm zugänglichen Schriften dieses Autors gab. Er und die von

ihm angegebenen Büchertitel dienten den meisten der nach ihm folgenden Literaturhistoriker lange Zeit als einzige Quelle. In späterer und jüngster Zeit haben sich Wilmar (durch seinen Artikel über Fischart in Ersch und Gruber's Encyclopädie Bd. LI und durch seine Schrift „zur Literatur Fischart's“), Halling (durch seine Ausgabe des glücklichsten Schiffs), Gregor v. Meusebach, der gelehrte Kenner der Fischart-Literatur, der leider durch seinen Tod an der beabsichtigten Herausgabe der Fischart'schen Werke verhindert wurde (durch eine eingehende, gelehrte Rezension der Halling'schen Ausgabe), Heinrich Kurz (durch Herausgabe der poetischen Werke Fischart's) und R. Göttsche (durch genaue bibliographische Ausweise, die er in seinem Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung giebt) um Fischart verdient gemacht.

In dem großen Mausoleum der Literaturgeschichte hat der Name Fischart's seitdem wieder paradiert und es hat an den verschiedensten Urtheilen über seine Leistungen nicht gefehlt. Während Flögel ihn einen Mann „von unererschöpflicher Laune, den komischsten Kopf, den gleichen Deutschland vorher und nach ihm aufweisen kann, ja einen andern Aristophanes“ nennt; Wilmar ihm die zweite Stelle unter den Satirikern aller Völker und aller Jahrhunderte anweist; Gervinus ihm volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er an ihm rühmt, daß er aus der Niedrigkeit der Volkspoesie hoch emporstiege, ohne in die lächerliche Versteiegenheit der ersten antikisirenden Poeten zu verfallen: gedenkt Schloffer (der hier mit einem Schläge nach zwei Fliegen zielt) seiner nur als des Uebersetzers der Ungezogenheiten des Rabelais, von dem es hinreiche zu sagen, daß er eine Flöhsatz gedichtet hätte, um deutlich zu machen, von welcher Art sein Wiß gewesen sei, und findet W. Menzel (dem Göttinger beistimmt) in ihm nur die Kraft des Hasses, unreinen Geschmack, rohe Liebhabereien, angebornene Grobheit und bizarre Wortmacherei, die er für das Produkt der Eitelkeit hält. Bei so widersprechenden Urtheilen kann a priori angenommen werden, daß die Wahrheit wahrscheinlich in der Gegend der Mitte liegt. Eine so stark ausgeprägte Subjectivität, wie die Fischart's, wird stets auch starke Antipathien und Sympathien wecken und sich eine Kritik gefallen lassen müssen, die ebenfalls von subjecti-

ven Regungen nicht frei ist. Ob ein Schriftsteller aus seiner Zeit heraus beurtheilt, oder mit dem Maßstabe der jeküufigen Zeit gemessen wird, ob der Kritiker (in unserm speziellen Falle) ein gar zu empfindliches Auge für die etwas grellen Farben hat, deren der Satiriker sich zu bedienen pflegt, oder ob er starke Licht- und Schatteneffecte vertragen kann, ob er die Dinge der Welt vorurtheilsfrei oder mit Voreingenommenheit zu betrachten gewöhnt ist, alles das wird dabei mit in Rechnung zu stellen sein. Daß aber der bürgerlich-sittenstrengen Gesinnung eines Schloffer die freie Gangart, dem gegen politische und religiöse Freiheit gekehrten Bestreben eines Menzel die ganze Richtung der Fischart'schen Schriftstellerei zuwider sein mußte, ist nicht zu verwundern.

Gerechter wird man Fischart im Lichte seiner Zeit betrachten und dann vor allem an ihm rühmen müssen, daß er ein so treuer und wahrhaftiger Spiegel dieser Zeit war, die doch unsere Theilnahme in so hohem Grade erregt. Denn dieses XVI. Jahrhundert war, so zu sagen, der Späth Herbst unseres ersten großen deutschen Volksjahres; köstlicher Samen (die Reformation) war noch mit sorglicher, hoffender Hand in die Erde gestreut worden, — Winterfaat, deren Spizzen, kaum emporgeschossen, schon unter Schnee und Eis begraben werden sollten, bis ein später Frühling sie zu neuem Wachsthum antrieb. In den Lüften heulte und tobte es jetzt; schwere Wolken zogen am Himmel auf. Eine andere Zeit war im Entstehen, ein anderes Volksjahr sollte unter Schmerzen geboren werden. Deutschland war an dem Punkte angelangt, wo es seine Besonderheit, sein eigenstes Gutes und Schlechtes aufgeben und in den Strom der allgemeinen Bildung einmünden mußte. Die Ausschließlichkeit des nationalen Wesens, — ein beschränkter Zustand, aber ein Zustand, dem wir in der geschichtlichen Entwicklung eines Volkes unsere Sympathie nie werden versagen können — sollte nun aufhören. Deshalb überall Bewegung, Gährung, Kampf, Auflösung, überall die schroffsten Gegensätze: die tiefen Schlag Schatten, welche die Trümmer des Mittelalters auf den Boden dieses Jahrhunderts werfen, neben dem Morgenlicht einer neuen Zeit; krasser Aberglaube neben keckster Freigeisterei; eine verderbte Kirche, welche mit ihrer Werkheiligkeit der herrschenden Sittenlosigkeit den ärgsten

Vorschub leistete, neben einer jungen kämpfenden Gemeinde begeisterter Seelen, deren Führer sich trotzdem bald unter einander anfeinden; schmähen und um Worte willen verdammen; in den höheren Ständen alle Laster der Verfeinerung neben unglaublicher Rohheit; das niedere Volk erfüllt von amerzogenem Knechtessinn und wild aufbäumendem Droge; in den Mittelständen Selbstgefühl, ehrbarer Sinn, Fleiß, Gewerthätigkeit und geordnetes Familienleben, aber auch erstaunliche Unwissenheit, Härte, Engherzigkeit, rohe Umgangsformen und unbändige Gelüste; die Wissenschaft eifrig, dreist, schneidig, unverzagt im Kampfe mit der Scholastik, aber in der Kenntniß von der Natur und ihren Kräften noch so weit zurück, daß sie die krassesten Irrthümer (Alchemie, Astrologie, Hexenglauben) mit ihrer Autorität deckt. Wie gesagt: überall Schatten und Licht grell, unvermittelt nebeneinander, alles im Fluß, alle Formen zerbrochen oder im Zerbrechen, doch durch alles das mitten hindurch ein unwiderstehlicher Zug, aus dem Alten herauszukommen, ein unbändiger Drang nach Neugestaltung, ein kecker Wagemuth, frische Kraft, wilde Freude am Kampfe und — das Gefühl der Siegesgewißheit.

Ein ganz hervorragender Charakterzug dieser Zeit ist Mannhaftigkeit; man verkroch sich im Handeln nicht hinter dem schützenden Schein und im Sprechen und Schreiben nicht hinter der gedrechselten, zweideutigen Phrase. Was man wollte und meinte, sagte man gerade und grob heraus. Das kennzeichnet die Schriftstellerei dieses Jahrhunderts. Luther war darin mit kräftigem Beispiel vorangegangen und die Murner, Hutten, Sachs, Fischart blieben nicht zurück. Vergleicht man damit das geschliffene Wesen, die Lobhudeleien, Aufingereien, die Manodigkeit der Literaten des XVII. Jahrhunderts, oder die Leisetreterei, Zwischenzeitigkeit und Deckmantelerei, wie sie von da ab bei gewissen Windströmungen je und je und aller Orten in Gebrauch gestanden hat, so fühlt man sich un schwer geneigt, bei den literarischen Erzeugnissen des XVI. Jahrhunderts eine Portion Vertheidigung, Rohheit; ja Unsauberkeit unbesehen mit in den Kauf zu nehmen, ohne sich doch seine Lust an dem Gebotenen dadurch verkümmern zu lassen. Unter alle dem birgt sich ein gutes Theil ächt deutschen Wesens, das nun einmal etwas grobfädig gewoben ist, wenn auch die Fäden hier, wo

das Stück (wie gesagt) vorläufig zu Ende ging, noch ein wenig gröber auslaufen, als sie in der Mitte sich zeigen.

Ein ächter Sohn dieser bewegten, kampfs- und streitlustigen, vielfach zersetzten, strebenden, irrenden, schwirrenden Zeit war unser Fischart. Schade, daß wir so wenig von seinem Leben wissen, das unter Fehden mancher Art verlaufen ist, von denen wir aber nicht sagen können, wie weit sie nur vom Schreibtisch aus geführt wurden oder wie und wo sie in seinen Lebensgang eingriffen. Daß die Nachrichten seiner Zeitgenossen über ihn fast gänzlich fehlen, während er doch die Aufmerksamkeit der Mitlebenden durch seine Schriften in hohem Maße auf sich gezogen haben muß, wie die schnell auf einander folgenden Auflagen derselben es beweisen, ist immer merkwürdig genug, wogegen es schon leichter begreiflich ist, daß sein Angedenken so bald erlosch, denn hierzu wirkten, wie gesagt, einmal die gänzlich veränderte Richtung der deutschen Poesie seit Opitz, dann aber auch die schreckliche Zeit des dreißigjährigen Krieges und die bald erfolgende Loslösung des Elsaß und Lothringens vom deutschen Reiche gemeinschaftlich. Nicht einmal der Ort und das Jahr seiner Geburt sind unbestritten festgestellt; unsere Literaturgeschichten lassen ihn bald in Mainz, bald in Straßburg das Licht der Welt erblickt haben. Er selbst bezeichnet sich im Zusatz zu seinem, bald in Gwischart, Wischart, Wisart, Guisart, Artwisus, Dickhart verstellten oder in Elloposceleros (ελλοπος-κλήρος Fisch-art) gräzifirten Namen auf den Titeln seiner Bücher als: Menker, Mäggenzer, Moguntius, Manäker, Molanus, Metnem oder von Menk, was deutlich genug anzuzeigen scheint, daß nicht Straßburg (wo er sich später längere Zeit aufhielt), sondern Mainz seine Vaterstadt war. Auch findet sich im ersten Kapitel des Gargantua, wo von der Antiquität des Gorgulantuanischen Geschlechtes gehandelt wird, eine Stelle, wo er sagt, daß „meiner Menkerischen Landsleute Travianischer Magunt“ sich mit dem Alter jenes Geschlechtes nicht messen könnte, und überdies scheint mir der Ton, welchen er im glückhaften Schiff einhält, dafür zu sprechen, daß er kein Straßburger Kind gewesen sein kann, sondern der Stadt oder dem Magistrate, welche ihn (nach der Sitte der Zeit) mit diesem Festgedichte beauftragt hatten, als ein Fremder gegenüber stand. Eine Stelle aus dem „Rehrab“, einem

dem glückhaften Schiffe angehängten polemischen Gedichte, erhärtet dies noch mehr, denn daselbst heißt es von dem unbekanntem Schmähler (muthmaßlich einem Straßburger Schreiber):

Ich wollt' ich könnt nach Murner senden,
Dem würd' er nicht für übel haben,
Wann er ihm sagt vom nassen Knaben*)

Derweil er sein Landmannus ist.

womit doch implicite gesagt ist, daß der Verfasser (also Fischart) des Schmähers Landsmann nicht war. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß er seine Vaterstadt Mainz schon früh verlassen hat, denn von engern Beziehungen zu derselben ist in seinen Schriften nirgends etwas zu finden. Als eine bloße Vermuthung mag hier ausgesprochen werden, daß vielleicht schon Fischart's Eltern, da er noch ein Knabe war, um ihres Glaubens willen von Mainz, der erzbischöflichen Stadt, auswandern mußten, weil sie sich dem Bekenntniß Calvin's zuwandten. Dafür scheint mir nämlich eine Stelle in „Rab und Nebelkräh“ zu sprechen, wo er dem römischen Proselyten Jacob Rabe zuruft: „ich bin im Pabstthum auch gewesen.“ — Dem Sinn dieser Stelle nach könnte hier „Pabstthum“ allerdings auch päpstliche Lande oder Gegenden, wo der päpstliche Glaube allgemein herrschend ist, bedeuten, also etwa auf Fischart's Aufenthalt in Italien hinweisen, doch liest man wenige Zeilen vorher (B. 2053): „Wie wohl ihr Pabstthums Stürzer seid“, wo das betreffende Wort durchaus nur in dem Sinne von „päpstlicher Glaube“ gebraucht sein kann. Auch daß er seine Gymnasialbildung in Worms durch seinen lieben Vetter und Präzeptor Caspar Scheidt „seliger Gedächtnuß“ (Eulenspiegel Abred. S. 2) erhielt, möchte dafür sprechen, daß er ein Mainzer Kind war, wenn

*) Murner's Schelmzunft XXIV:

Das sind mir freilich nasse Knaben,
Die viel verzehren und wenig haben . . .
Thun heimlich in den Mantel stecken,
Mit Fensterwerfen sich selbst rächen,
Schmachbüchlein schreiben ohn' ein' Namen . . .

man die Entfernung der beiden Städte Mainz und Straßburg von Worms ins Auge faßt. Hier im Scheidt'schen Hause wird Fischart schon früh die Richtung auf volkstümliche Schriftstellerei erhalten haben, denn Caspar Scheidt war der Uebersetzer und Erweiterer des Dedekind'schen Grobianus gewesen, dieses Büchleins „von den groben Sitten und unhöflichen Geberden“ der Gesellschaft des XVI. Jahrhunderts, das zwar dazu ermahnen sollte, „allzeit das Widerspiel zu thun“, dabei aber einen Ton anschlug, der an Derbheit und Rücksichtslosigkeit seines Gleichen sucht, und für eine ganze Art von Literatur, die mit dem Namen der grobianischen richtig getauft ist, maßgebend wurde. Auch andere Dichtungen in volkstümlichem Tone, namentlich die „Lobrede wegen des Maiein“ und „der Todtentanz“ waren von Scheidt ausgegangen, und so liegt es nahe genug, anzunehmen, daß sein Vorbild mitbestimmend auf die spätere schriftstellerische Thätigkeit Fischart's gewirkt hat. Da Scheidt im Jahre 1565 starb, so läßt sich, wenn man dieses Todesjahr mit den wenigen bekannten Daten aus Fischart's Leben zusammenstellt, danach das unbekanntes Geburtsjahr des Letztern annähernd bestimmen. Er muß, soll er den Unterricht jenes Mannes bis zum Abgang auf die Universität genossen haben, in der Zeit zwischen 1545 und 1550 geboren sein, und zwar scheint mir jedes, der erstern Zahl näherstehende Jahr das wahrscheinlichere, wenn man die Zeit seines Auftretens als Schriftsteller, seiner amtlichen Thätigkeit, seiner Verheirathung und sein Todesjahr dabei in Betracht zieht. Wo er seine akademischen Studien gemacht hat, ist unbekannt; wir wissen nur, daß er sich um das Jahr 1576 als Doktor der Rechte in Basel befand und finden eine weitere Andeutung im „Barfüßer Kutten- und Sektensreit“ B. 1—3, wo er von sich sagt:

Da ich in Welschland war vor Jahren
Zu Senis (Siena) etwas zu erfahren,
Da mein Studieren zu vollenden . . .

Zu verwundern ist, daß Fischart nirgends die Schilderung des studentischen Lebens seiner Zeit, welches einem Satiriker gewiß Stoff genug darbot, unternommen hat. Man sollte eine solche am ehesten im Gargantua erwarten, und ich meine, er hätte sie auch wohl im

zweiten Theile gebracht, wo ihm die akademischen Erfahrungen, welche Rabelais seinen Pantagruel machen läßt, gewiß die beste Gelegenheit würden gegeben haben, uns auch mit dem Leben auf deutschen Universitäten bekannt zu machen — aber zu dieser Bearbeitung des zweiten und der folgenden Bücher kam er nicht.

Die obenangeführte Stelle, in Zusammenhang mit einigen andern, welche man in Gödke's Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung B. I, 386 angeführt findet, erweisen, daß Fischart, bevor er nach Frankfurt a. M. und von da zu längerem Aufenthalte nach Straßburg ging, mehrere Länder Europas, namentlich Italien, die Schweiz, Frankreich und England besucht hatte; auch in Deutschland muß er viel umhergekommen sein, wofür die treffliche Kenntniß, welche er von seinem Vaterlande besitzt, spricht. Durch solche Reisen mochten die Mittel, die er etwa besaß, gänzlich erschöpft worden sein, denn im Anfang der siebziger Jahre hören wir ihn wenigstens klagen (von St. Dominici artlichem Leben B. 1318—22):

Ich kann auch halten dies Gelübde, (der Armuth)
Denn es begiebt sich manches Jahr,
Daß ich kein Geld anühr' fürwahr:
Das ist mir auch ein schwerer Orden,
Wiewohl ich noch kein Mönch bin worden.

Welche Stellung er in Straßburg, wo er sich vom Anfang der siebziger Jahre bis zum Jahre 1581 befand, eingenommen haben mag, ist nicht ersichtlich; doch da in dieser Zeit die meisten und bedeutendsten seiner Schriften erschienen, so liegt die Vermuthung nahe, daß er sich blos durch literarische Arbeiten ernährt habe; dieselben erschienen bei seinem Schwager Tobin, welcher mit ihm von Frankfurt a. M. nach Straßburg übergesiedelt war. Die Schilderung, welche er von der Barfüßer- oder Scharfüßer-Sudelerei im dritten Capitel des Gargantua macht, läßt aus dem bis zum Ingrimm gesteigerten Tone auf eigene, wohl täglich wiederkehrende Erfahrungen und damit auf eine Existenz schließen, die von der kleinen Misere des Lebens keineswegs frei war. Im Anfang der achtziger Jahre finden wir ihn dann als Reichskammergerichts-Advokat in Speier, von wo er um 1583 als Amtmann nach Forbach kam, welche Stelle

er wahrscheinlich bis zu seinem Tode, der nicht später als im Herbst 1589 eingetreten sein kann, bekleidete. Nur in den letzten Jahren seines Lebens nimmt er seine literarische Thätigkeit, die seit seinem Abgange von Strassburg bedeutend nachgelassen hatte, wieder auf. Erwähnen wir endlich noch, daß er sich, wie Bernhard Herzog in seinem *Chronicon Alsatiæ* meldet, im Jahre 1583 mit der Tochter eben dieses B. Herzog's verheirathete und mit ihr einen Sohn und eine Tochter zeugte, so wird damit alles zusammengestellt sein, was sich an kümmerlichen Nachrichten Anderer über ihn vorfindet oder was sich aus seinen eigenen zufälligen Aeußerungen, aus Druckort und -Jahr seiner Schriften hat wollen erschließen lassen. Es ist, wie gesagt, wenig genug.

Seine Schriften, die seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts mehr und mehr in Vergessenheit gerathen waren, sind erst nach und nach wieder bekannt geworden. Auch heute sind dieselben wohl noch nicht alle wieder an das Licht gezogen oder sie sind für immer verloren gegangen, wenn überhaupt einige derselben nicht blos „titelweis“ existirt haben und lustige Vorätze geblieben sind, welche der Autor gelegentlich zwar ankündigte, von denen aber Niemand weiß, ob er sie je geschrieben hat oder nicht. Solcher Titel finden sich im „Parat oder Bereitschlag“ (Vorrede) zu *Gargantua* eine große Menge. Immer aber ist die Zahl der bis jetzt aufgefundenen und ihm mit Sicherheit zugeschriebenen Schriften und Schriftchen bedeutend genug; dieselbe beläuft sich nach Wilmar's Angabe auf mehr denn fünfzig, und Göbdele, der auch die aufzählt, über deren Existenz noch keine Gewißheit hat erlangt werden können, bringt es bis auf mehr als achtzig. Diese hohe Zahl erklärt sich aus dem geringen Umfang, welchen die meisten dieser Schriften haben, die oft nur auf wenige Blätter gedruckt und mit Holzschnitten verziert als Flugschriften erschienen und in dem heißen Kampfe gegen Papst- und Mönchthum die Stelle unserer heutigen Zeitungsartikel vertraten. In ihrer Gesamtheit geben sie uns das Bild mannigfaltigster literarischer Thätigkeit, indem sie, theils allgemein satirischen Inhaltes, theils kirchlich polemischer Natur, bald Belehrung und Erbauung, bald nur Unterhaltung bezwecken, bald geschichtliche Stoffe, bald Zeitereignisse behan-

deln. Diejenigen unter ihnen, welche, nach der Zahl der Auflagen zu urtheilen, die größte Verbreitung unter seinen Zeitgenossen fanden, sind: *Aller Praktik Großmutter* (eine Satire gegen Kalendarmacherei und Propheterei), 1572.*) *Flößhatz Weibertratz*, 1573. *De Magorum Daemonomania*, vom ausgelassenen wüthigen Teufelsheer, 1581. *Gargantua und Pantagrue*, 1575. *Das glückhafte Schiff*, 1576 od. 77. *Podagrammisch Trostbüchlein*, 1577. *Das philosophisch Ehzuchtbüchlein*, 1578. *Bienenkorb des heil. röm. Immenschwarms*, 1579. *Der Jesu wider oder die unerhörte Legende von dem Ursprung des vierhörigen Jesuitenhütteleins*, 1580, und *Reveille matin oder wacht früh auf*, 1575. Seine poetischen Schriften übertreffen die prosaischen zwar an Zahl, doch nicht an Bedeutung. Während er sich in den erstern den Sebastian Brant, Murner und Hans Sachs anreihet, nimmt er hinsichtlich der letztern eine ganz gesonderte Stelle ein und kann mit keinem seiner Vorgänger oder Nachfolger verglichen werden. Darum ist er hauptsächlich nach ihnen zu beurtheilen, denn nur in ihnen spricht sich die Eigenthümlichkeit seines Geistes und Talentes rein und ungemischt aus. Indessen darf er doch auch als Dichter nicht unterschätzt werden; daran gemahnt uns vorzüglich sein „glückhaftes Schiff“, wo es ihm gelingt, in der Schilderung frischer bürgerlicher Thätigkeit und in der Naturschilderung der lieblichen Rheimser, an denen das eilende Schiff vorüberzieht, eine volle poetische Wirkung zu erzielen, wie nicht minder sein „Gesangbüchlein“, in dem wir das schöne Adventlied: „Frohlock o Tochter Zion fast“, schwungvolle Psalmen und das naive: „In dulci júbilo, nun singet und seid froh“ finden: Lieder,

*) Um den durchgehends eingehaltenen Ton dieser kleinen ergöglichen Schrift kennen zu lernen, werden folgende Anführungen genügen: „Diß jar wird das größt theil von speck schweinen sein. — Man wird diß jar kein Krebs im luft fangen. — Man wird nicht bald so fleißig behalten, als die alten doppelten Dukaten. — Polen und Ungern wird diß jar groß Krieg führen mit dem ungeziffer.“ — Von den regierenden Planeten: „es sein böse inclinationen und neigungen, wenn man die stiegen einfällt: Und die da fallen, da wird es nur zu ihnen stehn, daß sie wiederum auffstehn. — Wann die nati vitäten wahr sindt, so ziehe keiner seine Kind.“

die sich durch Wärme, Kraft und Natürlichkeit des Gefühles auszeichnen. Aber dies gilt nicht von allen seinen Poesieen; die meisten derselben sind polemischen Inhalts, sehr heftig und sehr persönlich, und überall bedient er sich hier des Knüttelverses, in dessen endlosen, einförmigen Pappelalleen sich selbst sein kräftiger Wit und seine sonst unermüdete Beweglichkeit außer Athem laufen. Er durchbrach hierin die Schranke seiner Zeit, welche für Dichtungen epischen und didaktischen Charakters keinen andern Vers kannte, nicht, und wenn er diesen Vers auch im Ganzen mit mehr Geschick und Feinheit behandelt haben mag, als etwa H. Sachs, so steht derselbe dem harmlosen, gemüthlichen, schlichten, bürgerlichen, breiterzählenden, scherzend-strafenden, nürnbergger Sängler doch viel besser zu Gesichte, als dem leidenschaftlich aggressiven Fischart, dessen Kraft er zu sehr abschwächt. Sein Wit klappert in der wellgewordenen Haut des heruntergekommeneu Heldenverses oft recht unerquicklich dahin.

Wie anders dagegen seine Prosa! Hier kann er alle seine eigenthümlichen Vorzüge geltend machen, die wohl von jeder Form gebundener Rede, wie dieselbe auch hätte sein mögen, beeinträchtigt worden wären. Diese überwuchernde Fülle mannigfaltigsten Stoffes, dieses Versteckenspielen des Gedankens in den wunderbarlichsten Wortbildungen, dieser Redeschwall, der oft mit schier elementarer Gewalt daherbraust, dieser hochantische Taumel, in den er sich selbst hineinredet, wo der sachliche Zusammenhang aufhört und die Begriffe in gebrochener Kette, tirallenartig zum Angriff vorrücken, diese gewaltige Komik, die alle Gestalten annimmt und vor nichts zurückschreckt, was ihrem Zwecke dienen kann, dieses Abspringen, Abschweifen, Falllassen, Wiederaufnehmen — alle diese Fächerkünste, die ihn zu einem so vollendeten Satiriker und Humoristen machen, werden immer und immer jeder poetischen Form spotten. Denn die Versification, die der Rede ein äußeres Maß auferlegt, bedingt auch ein Maß in höherem Sinne und dies ästhetische Maß der Gliederung erkennt der Humor nicht an, oder setzt sich wenigstens darüber hinweg. Die dadurch gefährdete Einheit legt er in die Gefinnung und läßt, was er an Einheit zustande bringt, aus den allerverschiedensten und heterogensten Einzeltheilen resultiren. Fischart's Humor ist durch und durch männlich,

die Verquickung des Humors mit der Sentimentalität ist erst eine Erfindung späterer Zeit (Sterne). Seine Satire reizt und erbittert nicht, die nörgelnde Form der Ironie ist ihm fremd, er wirkt durch lustige Uebertreibung ohne absichtliches Hervorheben des gemeinten Gegensatzes; scheinbar harmlos und guten Glaubens tritt er in die Zustände ein, schildert sie mitten aus ihnen heraus, tadelt nicht und läßt Jedem das Rechte selbst finden. Wem dazu freilich der Blick fehlt, von dem gilt, was er in der „Vorbereitung in den Amadis“ sagt:

Also wer in dem Bücklein hie
Nicht weiß, was er thu, was er stieh',
Weiß nicht, daß Eugend heißt vom Thun
Und Laster von dem Lassen nun . . .
Der selb' des Bückleins sich erheh,
Daß er ihm selbst nicht mit vergeb,
Und folg das nicht zu folgen ist.

Fischart besitzt, was der Satiriker und Humorist am wenigsten entbehren kann, Kenntnisse der mannigfaltigsten Art. Er macht den Uebergang von den volkstümlichen Dichtern des XVI. Jahrhunderts zu den gelehrten des XVII.; bei ihm kommt das gelehrte Wissen schon recht merklich zum Vorschein, während er doch mit Herz und Sinn noch mitten im Volke steht. Er besitzt eine bewunderungswürdige Kenntniß der alten klassischen Literatur, aber er steht ihr mit einer kindlichen Naivität gegenüber, die besondere Freude an dem stofflichen Inhalte findet, dem Formellen dagegen wenig Aufmerksamkeit zuwendet. Auch darin ist er ein ächtes Kind seiner Zeit. Die mannigfaltigsten Facta, und je curioser zwar, desto besser, werden aus den alten Schriftstellern herausgezogen, als Lesefrüchte dem deutschen Volksgaumen mit guter vaterländischer Bräthe schmackhaft gemacht und zur Ergözung vorgelegt; das vielgeschriebene und vielgetriebene Latein mengt sich überall in die deutsche Rede, aber ohne alle Prätension; die beiden Sprachen laufen oft durch und neben einander, wie lustige, halbrunkene Gesellen, die sich abwechselnd einander halten und stützen müssen. Den weiten Kreis heimischer Gebräuche, Sitten, Zustände beherrscht er mit Meisterschaft; er kennt alle Sprichwörter, Sagen, Lieder, Ueberlieferungen, Schwänke, Scherzreden u. s. w. und schafft damit seinen drastischen Schilderungen deutschen Lebens jener Zeit

überall eine feste und sichere Unterlage. So sind seine Werke eine Schatzkammer höchst werthvollen culturgeschichtlichen Materials, das noch lange nicht vollständig ausgebeutet worden ist, und eine Fundgrube alterthümlicher, in Abgang gekommener Wörter jener nachlutherischen Zeit, wie die keines anderen gleichzeitigen Schriftstellers. Deshalb findet man Fischart auch fast auf jeder Seite des Grimm'schen Wörterbuches angezogen, denn alle Schichten der Gesellschaft, alle Gebiete der Wissenschaft, alle Beziehungen in Handel, Gewerbe, Verkehr, aller Schimpf und Ernst des Lebens, wie es sich vor seinen Blicken abspielte, werden hier oder da von ihm in seinen Schriften erwähnt, und wir erhalten Kenntniß von Dingen und ihren Benennungen, die der großen Masse der Prosaiker seiner Zeit, welche sich vorzugsweise auf religiösem Gebiete bewegten, fern lagen. Dazu besitzt er eine große Neigung und ganz besondere Fertigkeit, die Grenzen der Volkssprache zu erweitern oder zu überspringen und neue Wortbildungen zu schaffen, was nicht wenig dazu beiträgt, die Komik seiner Rede zu steigern, indem er oft die feinsten Ideen aus den lächerlichsten Wortfragen herausgrinsen läßt, die Wörter verstellt, Fremdwörtern einen deutschen Rock anzieht und von mannhäntolischen Naturzwängern, von Allerleiluja (Allerleijah), Unten am End' (Fundament), Altwibität (Antiquität), schandhippischem Hausnagel (rantsippischem), von lustigem Senf und senftiger Lust und von rabelistigem (rabelais'schem) Ernst redet. Daß dieses Verfahren hin und wieder (und nicht gar selten) zur Spielerei ausartet und dann an die witzlose Praxis ehrlicher Spießbürger erinnert, die in ihrer Trinkstube als privilegierte Spaßmacher glänzen, soll nicht geläugnet werden.*) Selten giebt er den Begriff durch ein einziges Wort, sondern zieht es gewöhnlich vor, denselben durch eine Menge gleichbedeutender zu theilen, zu erweitern und zu steigern. So sagt er z. B. von Sokrates, er habe beseffen

*) Dieser Spieltrieb äußert sich besonders an den Eigennamen, ohne daß doch immer eine Beziehung zu erkennen wäre. So variirt er z. B. den Namen Gargantua auf folgende Weise: Gorgantua, Gargantual, Gargantubald, Garganto, Gargandobel, Gargantuwol, Gorgellang, Gorgellantual, Gurgellangewang, Gurgellantua, Gurgelburstlinger, Gurgelstrostlinger, Gurgelmann, Gurgelstropfa, Strossengurgel, Stropagurgel, Durstgulgel, Durstgurgler, Orangurgel.

vernünftige Geringschätzung alles dessen, darum Jedermann so tollgierig „zabelt und grabelt, lauft und schnauft, machet und wachet, kriegt und betriegt, wählt, stiehlt, wandelt und handelt, fecht und recht und alle Herzensbefriedigung verschmeckt.“ Ich habe gerade dieses Beispiel angeführt, da es zugleich eine andere Eigenthümlichkeit seiner Prosa zeigt, nämlich die, daß sie sich, nach Art der Makamen, häufig mit allerhand zufälligen Reimen, Assonanzen und Alliterationen zu schmücken liebt. — Manche Beziehungen seiner Rede, ja manche einzelne Ausdrücke sind schwer oder gar nicht verständlich, was bei einem Satiriker, der dreihundert Jahre unserer Zeit vorausliegt, nicht zu verwundern ist. Die Satire, die es immer mit der Gegenwart zu thun hat, greift auch oft nach den kleinsten Dingen dieser Gegenwart, die wie Luftblasen aufsteigen, um gleich danach spurlos zu verschwinden. Wenn, um nur ein Beispiel anzuführen, Johannes Scherr, der wohl eine Witz- und Sprachader von unserm Fischart geerbt hat, seinem Guido Krummbuckel rath, so er die höhern Leiter sprossen der gelehrten Hierarchie erklimmen wolle, ja recht geistlos und bis zur Unmenslichkeit langweilig zu schreiben, zu handwurmeln, zu alabamifiren, so möchte ich doch wissen, was sich ein Leser des zwei- und zwanzigsten Jahrhunderts (den ich ihm wünsche) unter diesem lehrtern Ausdrucke denken soll. Vielleicht, daß dann ein gelehrter Mr. Drydust die Existenz eines Schiffes, das den Namen Alabama trug, so wie die Rolle, welche es in dem großen amerikanischen Kriege des 19. Jahrhunderts spielte, feststellt, aber von der Langenweile, welche uns dieses Schiff jahrelang bereitet hat, wird sicherlich keine Kunde auf die Nachwelt kommen. Es wäre wenigstens zu bedauern!

Die Satzbildung Fischart's ist die allerfreieste, sie trägt ganz das lose Gepräge mündlicher Mittheilung, wo die Lebhaftigkeit des Sprechenden, die hinzugefügten erklärenden Gesten den Mangel streng sachlichen Zusammenhanges nicht vermissen lassen, so daß trotzdem die Idee klar aus dem Ganzen hervorspringt. Und eine gute Zunge hat dieser Redner; er überschüttet seine Zuhörer mit einer wahren Fluth von Worten, Bildern, Anspielungen, singt dazwischen, citirt Sprüchwörter, schöpft Alhem, fängt von Neuem an, springt nach rechts, nach links — faßt den Faden wieder, spinnt ihn bis zum Nachsatz,

gußt sich um (hier setzt die Schrift gewöhnlich ein Punktum) und läßt diesen Nachsatz dann endlich mit unermüdeter Kraft abschließend folgen. Das ganze leichtlebige Wesen des Südwestdeutschen spricht sich in Fischart aus; Weinblut sprudelt in seinen Adern und unterscheidet ihn von den „hiertrinkenden, rothhaarigen Sachsen.“ — Sein Dialekt ist der provinziell gefärbte Süddeutsche, minder hart als der bairische oder österreichische und dem nürnbergischen des Hans Sachs an Wohlklang überlegen.

Diese wenigen Bemerkungen über seine Stilart mögen genügen; sie zeigen, daß dieselbe in hohem Grade originell und eigenthümlich ist, obgleich sich allerdings auch hier Anknüpfungspunkte mit seinen Vorgängern und Zeitgenossen finden lassen. Denn auch die überraschendste Originalität wurzelt im Boden ihrer Zeit und saugt ihre Kraft aus einer Humusschicht, welche den Organismen früherer Zeiten ihre Entstehung verdankt. So begreift man den Tenor des Shakespeare'schen Vortrages, diese, wie eine Damascener Klinge harte, geschmeidige, schneidige, glänzende und spiegelnde Redeweise doch erst recht, wenn man auch seine Vorgänger und Zeitgenossen, die Green, Heywood, Massinger u. s. w. kennen gelernt hat und mit in Betracht zieht. Dasselbe ist mit Fischart der Fall, der auf den ersten Blick eine erstaunliche Eigenart darstellt, deren Genesis sich aber durch die Sprech- und Redeweise seiner Vorgänger und Zeitgenossen, eines sprichwortkundigen Franck, schwänkemundigen Widram, gleichnißfunden Murner, eines Luther, Hutten, H. Sachs, wie durch den allgemeinen Charakter der damaligen Volksliteratur erklären läßt. Anläufe zu solcher volksthümlich-gelehrten, naiv-derben, witzig-ernsten, gemüthlich-bissigen, unflätig-sittlichen Schreibweise bemerken wir in allen Zeiten, aber in Fischart findet sich Franck's sittliches Streben ohne dessen Pedanterie, Murner's Witz und Scharfblick ohne dessen Bosheit und Gesinnungslosigkeit, Luther's Kraft, Verbeist und Volksthümlichkeit, nur auch auf andere Gebiete, als das kirchlich-religiöse, übertragen, H. Sachs' Interesse für alle Dinge der Gegenwart und Geschichte, doch von einem höhern Standpunkte aus gefaßt, und zu alle dem noch eine Beweglichkeit und Bildnerie der Phantasie, ein erhabener Leichtsin, eine Gleichgültigkeit gegen alles Herkommen, ein

Witz, eine Genialität und eine von dieser eingegebene Ausdrucksweise, wie sie ihm in so scharfer Ausprägung allein eigen ist.

Diese Besonderheit seines Talentes findet nun ihren vollsten Ausdruck in seiner Bearbeitung des Gargantua von Rabelais, und damit drängt sich der Vergleich mit diesem genialen Franzosen wie von selbst auf. Wohl nie ist das Werk eines fremdländischen Dichters einem congenialeren Uebersetzer in die Hände gefallen. Zu unserer Zeit freilich ist solche Art des Uebersetzens, wie die Fischart'sche, außer Übung und wohl kaum mehr möglich; der cosmopolitische Schlibb hat seit dem XVII. Jahrhundert unausgesetzt die Eßigkeit der verschiedenen Volksnaturen, und auch die der unsrigen, so abgerundet, daß sie nur noch in den feineren Zügen unter einander differiren. Wir verstehen aus unserm eigenen Wesen heraus das Fremde so leicht und vollkommen, daß wir es am liebsten sehen, wenn es uns unverändert geboten wird. Dadurch beweisen wir unsere Weltbildung, und wir rechnen es uns als Vortheil an, daß unser Gesichtskreis sich durch das Niederreißen nationaler Schranken erweitert hat. Das Mittelalter (und auch das XVI. Jahrhundert) genoß dieses Vorzuges noch nicht. Man stand der Erfüllung der schönen Verheißung von dem „einen Hirten und einer Heerde“, angewandt auf die große Viehweide dieser Welt, eben noch etwas ferner als wir. Was unsere Dichter des XII. und XIII. Jahrhunderts an Stoffen und Vorlagen von den Fremden nahmen, kneteten sie mit ihren deutschen Fäusten gründlich durch und durch, formten es nach ihrem Geschmacke und buchten es an der Gluth deutschen Geistes gar, so daß es zuletzt ein vollkommen deutsches Gebäck wurde. Ihre Mittel und Kräfte erlaubten ihnen das, denn der Volksgeist war noch stark genug, das Fremde zu bewältigen. Von einer Weltliteratur war damals noch nicht die Rede, man war zufrieden, wenn man überhaupt eine, wenn man seine eigene hatte. Seit der Renaissance fing das an sich leise zu ändern. In der gemeinschaftlichen Pflege alter Kunst und Wissenschaft war den verschiedenen Kulturvölkern ein Band gegeben, das sie auf dem Gebiete des Geistes zu einander zog, sich gegenseitig immer mehr verstehen ließ und vereinte. Aber den Deutschen entwich das Eigenwesen nicht so schnell; im XVI. Jahrhundert

war es noch stark genug, das Fremde nach heimischer Weise umzuwandeln; das sollte erst mit dem folgenden anders werden. Von da an durchlief dann auch die Bearbeitungs- und Uebersetzungskunst die verschiedensten Phasen, bis sie, bei dem Zug nach Realität, der unsere Zeit kennzeichnet, bei der unveränderten, möglichst treuen Wiedergabe des Originals angekommen ist. Dieses Ziel war selbstverständlich erst dann zu erreichen, nachdem die starren Gelenke unserer Sprache ganz gebrochen und dieselben so geschmeidig geworden waren, daß sie nicht bloß den ihr angeborenen kräftigen Mannestrict gehen, sondern auch jede kunstgemäße Position annehmen und nachbilden konnten.

Fischart tritt seinem Originale noch mit dem Bewußtsein voller Berechtigung eigenen Wesens neben dem des Andern gegenüber. Er ladet, so zu sagen, den fremden Gast in sein Haus, aber bleibt Herr in demselben; er dreht dieses Haus nicht um und um, will dem Fremden nicht einbilden, es ginge hier eben so zu wie in dessen Heimath, verlangt vielmehr, bei aller Gastlichkeit, daß sich's der Fremde an seines Hauses Sitte genügen lasse. Darin liegt etwas von nationalem Stolze. Er ist höflich und voll Achtung gegen den Andern, aber er macht sich nicht zu seinem Diener, sondern betrachtet ihn als seines Gleichen; er läßt ihn vollkommen zu Worte kommen, aber sich selber verbindet er das Maul auch nicht. Was ihm als ungeschicklich am Gaste erscheint, weiß er zu übersehen oder leise zu beseitigen, aber die eigenen Unschicklichkeiten, die ihm angewöhnt sind, merkt er natürlich nicht und läßt ihnen freien Lauf, wodurch er eben beweist, wie sehr er sich zu Hause fühlt. Deshalb merkt ein Dritter, der hinzutritt (der Leser), kaum eine geringe Veränderung in dem gewöhnlichen Gange des Hauswesens, der Fremde stört ganz und gar nicht, man behandelt ihn wie einen Landsmann, man radebrecht nicht mit ihm in fremder Zunge, es versteht sich ganz von selbst, daß er deutsch reden muß und — siehe da, es gelingt ihm ganz gut.

Damit solch' ein Verhältniß nun aber möglich sei, müssen freilich Gast und Wirth von Hause aus zu einander passen und das ist bei Rabelais und Fischart denn auch in vorzüglichem Grade der Fall. Als Unterschiede zwischen ihnen bleiben bestehen: der der Nationalität, der bürgerlichen Stellung (Klerikaler, Laie) und des

Maßes der Begabung, welche letztere dem Franzosen ohne Zweifel in höherem Grade zuerkannt werden muß, wohingegen der Unterschied der Zeit, in welcher beide lebten und wirkten (etwa 50 bis 60 Jahre), mehr als hinreichend durch den Vorsprung aufgehoben wird, welchen die von altrömischen Elementen durchsäuerte Cultur und Literatur der Franzosen bis tief in das XVIII. Jahrhundert hinein vor der unsrigen voraus hatte. Diese Unterschiede modificiren die sonst in die Augen fallende Ähnlichkeit etwas. Beiden Schriftstellern gemein ist der treffende Wit, der aber bei Rabelais mehr plastischer Art, bei Fischart mehr Gedanken- und Wortwitz ist; beiden gemein, eine urwüchsigte komische Gewalt, die aber bei Rabelais öfter in Possenreißerei ausartet, während Fischart sich bei aller Ausgelassenheit doch immer noch eine gewisse Würde bewahrt; beiden gemein, eine selbst über das Durchschnittsgefühl ihrer Zeit hinausgehende Gleichgültigkeit gegen den Gebrauch gemeiner und anstößiger Ausdrücke, eine Vorliebe für ganz unzweideutige, d. h. recht obscene Dinge, weswegen das Wort La Bruyere's, welches nur auf Rabelais zielt, von dessen Gargantua er sagt, daß derselbe: „tantôt le mets des plus délicats, tantôt le charme de la canaille“ sei, auch auf Fischart seine Anwendung findet, doch mit dem einen Unterschiede, daß jener ein gewisses Gebiet der Gemeinheit mit behaglicher Rücksichtslosigkeit zu durchwaten liebt, auf welches ihm dieser nur zögernd und bis zu einem gewissen Punkte folgt; beiden gemein ein glühender Haß gegen das Mönchthum, besonders gegen die Bettelmönche, dieser Plage des ausgehenden Mittelalters, wie gegen die Verderbniß der damaligen katholischen Kirche überhaupt, dem aber Rabelais gewisse Schranken setzt (jusqu'au feu exclusivement, wie er bei allen Wahrheitszeugnissen, die er ablegt, lachend hinzufügt), indem er die Dogmen nicht anrührt und seine wahre Meinung zwischen den Zeilen versteckt, so daß er trotz seiner heftigen Angriffe gegen die geistliche Gewalt unangegriffen von den Flammen zwischen den Scheiterhaufen seiner Zeit hindurch gehen konnte, während Fischart sein protestantisches Glaubensbekenntniß offen und unverholen ausspricht und seinem Zorn und Spott nirgends Zaum und Zügel anlegt; beiden gemein eine erstaunliche Belesenheit in den klassischen

Autoren und vollständige Beherrschung der Gelehrsamkeit ihrer Zeit, neben gründlicher Kenntniß der Zustände ihres Volkes bis in die geringsten Einzelheiten, so wie ein großer Einfluß auf ihre Sprache, indem Rabelais die französische Volkssprache mit einer großen Anzahl von Wörtern bereicherte, welche er der griechischen und lateinischen Sprache entlehnte, Fischart dagegen, nach Gervinus' Ausdrucke, sich bestrebte, die deutsche Vulgarsprache gegen die lateinische zu emanzipiren und dafür sorgte, daß, wenn man in der Bibel Gott hatte deutsch reden lassen, nun die Menschen auch von menschlichen Dingen deutsch vernehmen sollten; beiden gemein ein starker Trieb, die Schäden ihrer Zeit zu bessern und durch Scherz und Ernst neue Wege des Fortschrittes zu weisen, eine warme Liebe für die Menschheit überhaupt (ohne welche Liebe ja eine wahre Satire gar nicht denkbar ist), so wie für ihr Volk ins besondere, bei Rabelais aber ein Zielen mehr auf die höhern Stände der Gesellschaft, während der demokratischer gesinnte Fischart vorzugsweise die Mittelklassen und das Volk im Auge behält; bei beiden eine bewunderungswürdige scharfe Beobachtungsgabe und ein fein theilender Verstand, aber bei Fischart das tiefere Gemüth; bei beiden endlich eine reiche Fantasie und Erfindungsgabe, die bei Rabelais aber wirklich neuerschaffend, bei Fischart dagegen mehr weiterbildend, glossirend, arabeskenmalend ist. Füge ich dann noch hinzu, daß von beiden, gegen Maß und Form recht gleichgültigen Dichtern, der deutsche den französischen doch noch an Formlosigkeit übertrifft, so glaube ich damit die hervorstechendsten Ähnlichkeiten und Unterschiede beider in Kürze angedeutet zu haben.

La vie de Gargantua et de Pantagruel war von Rabelais mit dem, nunmehr den zweiten Theil des ganzen Werkes bildenden Buche, la vie de Pantagruel, begonnen worden (denn ob die früher erschienene Chronique Gargantuine wirklich ihn zum Verfasser hat, ist zweifelhaft); erst später (1535) ließ er das Leben Gargantua's (jetzt das erste Buch des ganzen Werkes) folgen. Nur dieses letztere hat Fischart übersezt, und so figurirt der Name des Pantagruel, welcher im Gargantua gar nicht vorkommt, auf dem Titel der Fischart'schen Bearbeitung mit Unrecht. Wir mögen aber etwa daraus schließen (und mehrere Aeußerungen des Uebersetzers machen es wahr-

scheinlich), daß es seine Absicht gewesen ist, das ganze Werk zu übertragen, so weit es bei Rabelais' Tode vollendet war; indessen scheint er diese Idee bald aufgegeben zu haben, wofür mir, unter andern, auch der Umstand zu sprechen scheint, daß er die im Originale dem ersten und zweiten Buche vorgelegten Zehnzeilen zu einem Vorge-dichte zum Gargantua zusammengearbeitet hat, was er schwerlich gethan haben würde, wenn er zur Zeit, als er dieses Buch herausgab, noch an eine Fortsetzung gedacht hätte. Aus den spätern Büchern (deren in Allem fünf sind) besitzen wir in Fischart'scher Bearbeitung nur die dem Rabelais'schen Werke angehängte Pantagrueline prognostication in „Aller Praktik Großmutter“, einem Schriftchen, das er seiner Gargantua-Bearbeitung vorausgehen ließ, — und den Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis, der erst nach seinem Tode erschien und als eine freie, sehr erweiternde Nachbildung des im zweiten Buche gegebenen Bücherverzeichnisses der Bibliothek von St. Viktor gelten kann. Und wohl ist es begreiflich, daß Fischart von der Bearbeitung des ganzen Werkes Umgang nahm; denn wenn auch nicht vorausgesetzt werden darf, daß er seinen unspielenden Witz in der weitem Verfolgung seiner Arbeit erschöpft haben würde (obgleich der anfänglich so überreichen Zusätze, Zwischenreden und Abweichungen vom Originale gegen das Ende hin im Gargantua immer weniger werden), so hätte doch eine Bearbeitung nach gleicher Art eine Ausdehnung annehmen müssen, die weit über die Lesekraft eines Publikums gegangen wäre, welches noch nicht, wie das unfrige, daran gewöhnt war, acht- und mehrbändige Romane mit straußenmagenartiger Verdauungskraft zu bezwingen. Auch treffen in den spätern Büchern viele von Rabelais' Geißelhieben speziell französische Zustände, und Panurg, der nun bald die Hauptperson wird, hätte sich in deutschem Kleide wohl etwas ungeschickt ausgenommen, wogegen die Böllerei, welche im ersten Buche an Grandgousier's Hofe ihre Bacchanalien feiert, ein gar zeitgemäßer Gegenstand für satirische Behandlung auch in Deutschland war, der lustige, ausschweifende, tapfere und unkirchliche Mönch (der schon in dem Mönche Ilhan der Heldensage sein Vorbild hatte) die beste Gelegenheit darbot, dem Mönch- und Jesuitenthum etwas am Zeuge zu flicken, und endlich

der zu einem gewissen Abschluß gebrachte Uebergang aus rohen Zuständen zu einem erfreulichen Zustande der Bildung, wie er im ersten Buche geschildert wird, als ein ermunterndes Beispiel für die deutschen Mittelstände hingestellt werden konnte.

Die Begebenheiten, welche uns in diesem satirischen Romane erzählt werden, sind im hohen Grade abenteuerlich, märchenhaft, widerspruchsvoll, zuweilen sogar ein wenig läppisch; sie können nur als der unbedeutende Rahmen angesehen werden, in welchen Rabelais die satirische Schilderei der gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, kirchlichen und politischen Zustände seiner Zeit einfaßt. Das Geschlecht, welchem Grandgousier (Großschlund), Gargantua (span. garganta, Kehle) und Pantagruel (von παντη, ganz und gar, und gruel, was nach Rabelais' Versicherung im Arabischen „durstig“ bedeuten soll*) angehören, ist ein Riesengeschlecht; Großvater, Sohn und Enkel herrschen nacheinander in Utopien. Dieser Erfindung liegt eine alte, wahrscheinlich celtische Sage zu Grunde, die sich in Anjou, Touraine und andern Provinzen Frankreichs erhalten hat (Grimm, Mythologie. I. 509) und die von einem ungeheuern Fresser und Säufer Gargantua erzählt. Das Volk, über welches dieses Riesengeschlecht herrscht, ist gewöhnliches Menschenvolf, aber die materiellen Bedürfnisse, Zeitperioden, Kraftäußerungen u. s. w. dieser Könige selbst sind ungeheuer, wie ihre Leibesgestalt. Ihr Utopien liegt in Frankreich und hat Chinon (den Geburtsort Rabelais') zur Hauptstadt; Paris befindet sich in wohlreichlicher Nähe, auch andere Städte, Flüsse und Berge Frankreichs finden sich in diesem Reiche vor, wozu dann Fischart noch seine deutschen Städte und Liegen-schaften bringt, um damit das Durcheinander vollständig zu machen. Diese Kreuzung utopischer, französischer und deutscher Verhältnisse geht überhaupt harmlos durch das ganze Buch fort, denn hier schon mag gesagt werden, daß Fischart den Text Rabelais' überall vollständig wiedergiebt und hiervon nur in sehr wenigen Fällen, die sich auf Weglassung einiger zu ausführlichen anatomischen Auseinander-setzungen und einiger Bibelcitate beschränken, eine Ausnahme macht;

*) Das wirkliche Wort für Durst lautet im Arabischen: ghul.

wenn man deshalb von seiner Uebersetzung als von einer Bearbeitung spricht, so bezieht sich dies nur auf Ausfüllungen und Zuthaten, nicht auf organische Umgestaltung. Aus diesen Zuthaten schaut uns der spezifisch deutsche Dichter und Satiriker an, und wir wenden uns denselben deshalb mit Vorliebe zu, doch können wir uns nicht verhehlen, daß dem Originale dadurch auch manchmal Eintrag geschieht, und sein Gefüge, so locker es immer sein mag, dadurch noch mehr gelockert wird. — Kehren wir aber zu unserem Referat zurück. Grandgousier ist der Repräsentant der guten (?) alten Zeit stofflicher Gebundenheit des Menschen, der träge Ordenlos, noch wenig von dem Feuer des Geistes durchwärmt. In seinem Reiche ist Essen und Trinken die Lösung, Friede und Ruhe sind sein dringendstes Bedürfnis, und selbst durch den furchtbaren Krieg, der auf Anstiften der brutalen Kuchenbäcker von Verne über sein Land hereinbricht, läßt er sich nicht weiter stören, als daß er einige sehr schöne und weit über sein eigenes Verständniß gehende Reden hält, sonst aber die Anführung seiner tapfern Utopier seinem Sohne Gargantua überläßt, der denn auch, mit Hilfe des schlagfertigen Bettelmönches und des waffengewandten Gymnast, sein vereinstiges Erbreich gegen die Angriffe des bössartigen Feindes schützt und den jähzornigen König Microchol jämmerlich auf's Haupt schlägt.

Gargantua ist dem Grandgousier von seiner Gemahlin Gargamella zu einer Zeit, als diese sich durch unbändigen Genuß gebrautener Rindskutteln eine Indigestion zugezogen, auf dem Wege durch das Ohr geboren worden und verdankt seinen Namen der freudigen Bewunderung seines Vaters, der, als er den Neugeborenen mit kräftiger Stimme: a boyre, a boyre rufen hörte, in die Worte ausbrach: Quo grand tu as (nämlich le gonsier), weshalb, auf dringendes Zureden der Hofleute, dem Knaben der Name Gargantua gegeben wurde. Bei regelmäßiger Abwechslung von trinken, essen, schlafen, — essen, schlafen, trinken, — und schlafen, trinken, essen, wächst das Kind heran, sich frühe schon durch ungeheure Stoffverteilung und über seine Jahre gehende Flegelei auszeichnend, bis es den Vater, bei einer nicht näher zu bezeichnenden Gelegenheit, durch seinen Witz dermaßen in Erstaunen setzt, daß derselbe einen andern

Alexander den Großen in ihm zu entdecken meint, und es für seine Vaterpflicht erachtet, so ungewöhnliche Anlagen durch eine gelehrte Erziehung auszubilden. Gargantua wird also der Obhut eines Sophisten anvertraut, der ihm in fünf Jahren und drei Monaten das ABC so gründlich beibringt, daß er es vor- und rückwärts aussagen kann, in dreizehn Jahren, sechs Monaten und zwei Wochen den Donat, Facetus (liber faceti morosi docens mores hominum des Reineri Alemanni), den Theodolet und einige andere Bücher mit ihm durchnimmt, dann aber über der Lektüre des Compost (lib. Aniani qui computus nuncupatur), nachdem dieselbe sechzehn Jahre und zwei Monate gedauert hat, wegstirbt. Ihm folgen einige andere sophistische Präzeptoren, die den Unterricht mit gleich günstigem Erfolge fortsetzen, bis der Papa doch zuletzt merkt, daß sein Junge immer dummer wird und ihn in die Hand des Ponocrates (Ehrenbrecht Rundlob von Arbeitssteg, wie Fischart verdeutscht), eines Gelehrten der neuern Schule, giebt, der mit ihm nach Paris geht. Hier setzt Gargantua, da Ponocrates durch zu schnelles Eingreifen nicht alles verderben will, noch ein Weilchen sein rohes, den Wissenschaften abgewandtes Leben fort, erschreckt die Pariser, indem er die Glocken von Notre dame mit nach Hause nimmt, um sie seiner afrikanischen Stute, auf der er nach Paris geritten ist, umzuhängen und verhöhnt den gelehrten Janotus, das Haupt der Fakultät, der abgesandt worden ist, um ihm durch seine oratorischen Künste die Glocken wieder abzuschwätzen, — bis ihm sein Lehrer durch eine starke Portion Nieswurz das Gehirn von allen Schrüllen und üblen Neigungen reinigt und damit die neue Erziehung beginnt. Dieselbe liefert die schönsten Resultate und macht Gargantua zu einem jungen Manne, der, bis auf die ungeheure Körpergestalt und Stärke und demgemäßen Appetit und Durst, andern gebildeten jungen Leuten zu gleichen anfängt. Dieser riesenmäßige Appetit erleidet allerdings keine Veränderung, so daß er eines Tages sechs Pilger, die sich im Krautgarten zur Ruhe gelegt hatten und mit dem Kraut in seine Salatschüssel gekommen waren, ohne etwas zu merken, verzehrt, bei welchem höchst gefährlichen Vorgange die armen Leute sich nur dadurch vor dem Verschlungen- und Ersäuftwerden retten, daß sie mit ihren Pilger-

stäben von Zahn zu Zahn springen, bis einer von ihnen auf eine schadhafte Zahnstelle trifft und dem Fresser dadurch solchen Schmerz verursacht, daß er sie alle aus den Zähnen herausstochert und ausspeit. — Mitten aus seinen eifrigen Studien wird Gargantua durch einen Brief seines Vaters nach Hause berufen, da König Picrochol in das utopische Land eingefallen ist. Dieser Krieg, den der gute König Grandgousier trotz aller Mäßigung und Nachgiebigkeit nicht hat verhindern können, wird nun ausführlich geschildert, und die Erzählung der vollbrachten Heldenthaten macht einen großen Theil dieses ersten Buches aus. Rabelais zeigt hier eine sehr eingehende Kenntniß der damaligen Kriegsmittel, und bei der Ausmalung des Alexanderzuges, zu welchem die ehrgeizigen Feldherren Picrochol's diesen antreiben wollen, schildert er uns fast die ganze damals bekannte Welt in leichten, lustigen, lustigen Umrissen. Alles ist auch hier in dem grotesk-phantaftisch-lächerlichen Stile gehalten, in welchem das ganze Werk geschrieben ist, doch sind stets die trefflichsten allgemeinen Bemerkungen, die scharfsinnigsten Beobachtungen und die weisesten Lehren eingestreut. Obgleich Gargantua die Oberleitung der Amourotischen Streitkräfte hat, so werden die größten Heldenthaten doch von dem Mönch, Bruder Jean des Entommeurs, vollbracht, der bereits sein Kloster, oder eigentlicher den Weingarten desselben, bei einem Ueberfalle der feindlichen Truppen siegreich vertheidigt hat. Dieser Mönch wird nun der Träger der Komik, während Gargantua durch weise Reden, maßvolles Handeln, durch Milde und Gerechtigkeit gegen den besiegten Feind Beweise der Bildung ablegt, die er unter Ponocrates' Leitung sich zu eigen gemacht hat. Bei dem Sieg- und Friedensfeste beschenkt der gute König Grandgousier alle seine Helden auf eine wahrhaft hünenhafte Weise, indem er ihnen unermesslichen Besitz an Ländereien, Gold und Edelsteinen zutheilt; nur der Hauptheld, Bruder Jean, schlägt in unvergleichlicher Uneigennützigkeit jede persönliche Belohnung aus, ist aber wohl damit zufrieden, daß der König nach seiner Idee die Abtei Thelemé stiftet, in welcher, in direktem Gegensatz zu allen sonstigen Kloster-einrichtungen, der Traum eines durch äußern Glanz verschönten, durch Kunst und Wissenschaft gehobenen, durch sittigen Umgang der

Geschlechter verfeinerten Lebens verwirklicht werden soll und wird. — Mit der ausführlichen Schilderung dieser Abtei und ihrer Bewohner schließt das Leben des Gargantua, d. h. das erste Buch des großen Rabelais'schen Werkes.

In den folgenden Büchern (II—V) werden nun die Thaten Pantagruel's, des Sohnes Gargantua's, erzählt, denn Gargantua selbst wird bald der Erde entrückt und von Morgane im Feenlande geborgen, nachdem er dem Sohne die sorgfältigste Erziehung hat angedeihen lassen und dieser sich durch den Besuch sämtlicher französischer Universitäten zu einem vollkommenen Gelehrten und Weisen herangebildet hat. Die Rohheit des alten Geschlechtes ist in diesem Entel bis auf die letzte Spur getilgt, selbst der Appetit etwas vermindert. Die Sittenlosigkeit, Ueberfeinerung, Freidenkerey, so wie der Aberglauben dieser neuen Zeit finden jetzt ihren vollgültigen Vertreter in Panurg, dem Urbilde der Helden späterer Gaunerromane. Sobald sein vagabundirendes Leben ihn dem Pantagruel zuführt, wird er die Hauptperson des Romanes und bleibt es bis an's Ende. — Den überreichen Inhalt dieser nachfolgenden Bücher auch nur andeuten zu wollen, würde ein vergeblicher Versuch sein, der überdies weit über meine nächstliegende Absicht hinauszielte. Hier zieht Rabelais nach und nach fast alles in den Kreis seines Spottes und geißelt die Narrheiten der Genealogen, Zukunftschwindler und Schuldenmacher (in den unübertrefflichen Capiteln über „les debtours et empreunteurs“), der Kriegshelden, Staatsmänner, Astrologen, Theologen, Richter, Aerzte, Philosophen u. s. w. seiner Zeit mit scharfen Stichen, diese heiße Satire stets an die märchenhaft erfundenen Abenteuer seiner Helden anknüpfend, die er mit dem vierten Buche durch eine eingebildete Welt auf Reisen schickt, um nach dem Drakel der dive bouteille zu suchen.

Wir kehren zum ersten Buche, zu dem von Fischart bearbeiteten Gargantua, unserm eigentlichen Gegenstande, zurück. Fischart's Erweiterungen und Zusätze fangen schon beim Titel an. Das Rabelais'sche Gesamtwerk betitelt sich: „La vie de Gargantua et de Pantagruel“, und das erste Buch desselben trägt noch den besondern Titel: „La vie tres horricque du grand Gargantua, pere de Panta-

gruel, jadis composee par M. Alcofribas,*¹⁾ abstracteur de Quinte essence.“ Dies übersetzt Fischart in der ersten Auflage (1575) noch maßvoll; schon Krauser ist der Titel der Ausgabe von 1582, am krausesten aber ist er auf der von 1590, welche unmittelbar nach seinem Tode erschien, also unzweifelhaft von ihm selbst noch vorbereitet worden war. Ich stelle diese drei Titel zusammen, um daran ein Beispiel zu geben, wie die Lust zum Variiren bei unserm Autor mit der Zeit wuchs und die eine Veränderung immer die Mutter der andern ward, auch um zu zeigen, wie diese Ausbeutung einer sehr beweglichen, aber doch einen bestimmten Kreis einhaltenden Fantasie, die an die contrapunktischen Künste späterer Zeit erinnert, trotz aller Versatilität von Monotonie nicht ganz freigesprochen werden kann.

Ausgabe von 1575: „Affenteurliche vnd Ungeheurliche Geschichtschrift Vom Leben, Thaten vnd Thaten der for langen weilen Vollenwolbeschraiten Helden vnd Herrn Grandgustier, Gargantua, vnd Pantagruel, Königen inn Stopien vnd Nienenreich. Etwan von M. Francisco Rabelais Französisch entworfen: Nun aber vberschrecklich lustig auf den Teutschen Meridian vifirt, vnd ungefärllich obenhin, wie man den Grindigen laufft, vertirt, durch Huldrich Elloposcleron Reznem.“

Ausgabe von 1582: „Affentheurlich Raupengeheurliche Geschichtskitterung Von Thaten vnd Thaten der vor kurzen langenweilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren Grandgustier, Gargantua, vnd Pantagruel, Königen inn Stopien, Sedewelt vnd Nienenreich, Soldan-der Neuen Kamarien vnd Dudyffen Inseln: Auch Großfürsten in Rubel Nibel Nebelland, Erbvögt auff Nichtilburg, vnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Niergendheim. Etwan von M. Franz Rabelais Französisch entworfen: Nun aber vberschrecklich lustig inn einen Teutschen Model vergossen, vnd ungefärllich obenhin, wie man den Grindigen laufft, inn vnser Mutter Vallen

*¹⁾ Nämlich Alcofribas Raster, wie er sich anderer Orten nennt, ein Anagramm von François Rabelais. Erst das dritte Buch ließ er unter seinem wahren Namen erscheinen.

über oder drunder gesetzt. Auch zu diesem Trud wider auff den Ampoß gebracht, und dermassen Pantagruelisch verpöffelt, verschmüht und verdängelt, daß nichts ohn ein Eisen Rißi dran mangelt."

Ausgabe von 1590: „Offentheurliche Raupengeheurliche Geschichtsklitterung Von Thaten und Mhaten der vor kurzen langen vnnnd je weilen Vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgoshier Gorgellantua und des Eitelburstlichen Durchdurstflechtgigen Fürsten Pantagruel von Durstwelten, Königen inn Stopien, Federwelt Nullatenenten und Mienenreich, Soldan der Neuen Kanarien, Fäumlappen, Dipsoder, Dürstling, und Dudissen Inseln: auch Großfürsten im Finsterstall und Nibel Nibel Nebelland, Erbvoigt auff Nischilburg und Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein und Niergendheym.“ (Von hier wie in der Ausgabe von 1582.)

In der Vorrede, welche Fischart seiner Bearbeitung vorausschickt, spricht er sich über die Absicht, die ihn bei dieser Arbeit geleitet, des Weiteren aus. Diese grelle Schilderung der Völlerei soll zur Besserung mahnen, „wie denn die alten Spartaner, das Sprüchwort „ein Unflath leidets dem andern“, wahr zu machen kein bessre Weis gewußt haben, ihrer jungen Bürgerschaft die Trunkenheit zu erleiden, als daß sie zu gewissen Festtagen in Weisheit ihrer Kinder ihre Knechte sich redlich voll und toll kaufen ließen.“ Ein Unflath könne aber nur unflathig beschrieben werden, ein Spiegel könne nichts darzu, daß er einen „litzelhübschen litzelhübsisch“ anzeigt; er für seine Person sorge nicht wie jener Kardinal, der nicht durch Genß ziehen wollte, besorgend, die Luft mache ihn kezerisch. Etwaige Natürlichkeiten des Rabelais entschuldigt er damit, daß jener ein Arzt gewesen sei, weshalb er sich, von natürlichen Dingen natürlich zu reden, kein „schlecht Gewissen gemacht habe“, auch als solcher es ihm wohl angestanden hätte, seine Kranken durch Erheiterung gesund zu machen; so habe er denn „gutherzig geschertzt, wer's gutherzig verschmerzt“. Wo er aber „aus der Rühweid“ gegangen, da habe er ihn kastriert und billig vertiert. — Dieses Letztere ist nun (wie schon oben bemerkt) nur in sehr beschränktem Maße der Fall; vielmehr wird man zugeben müssen, daß an manchen Stellen die Farben noch viel dicker von dem Uebersetzer aufgelegt worden sind, und daß er

die Rabelais'sche „Rühweid“ oft durch einige ächt deutsche Sumpfstellen vergrößert hat. Die Völlerei im Trinken ist überall mit einer Virtuosität behandelt, die Rabelais weit hinter sich läßt und Zeugniß davon ablegt, daß die Deutschen des Fischart den damaligen Franzosen darin doch weit voraus waren.

Während Rabelais nirgends den lehrhaften Zweck seines Buches andeutet, es aber wohl zu öfteren Malen als ausschließlich zur Belustigung und Erheiterung seiner (vornehmen) Leser bestimmt bezeichnet, schiebt der gewissenhafte Deutsche nicht selten einen ausdrücklichen Hinweis auf die vorwaltend moralische Tendenz des Buches ein. So widmet er es gleich, in der Bearbeitung des Rabelais'schen Wortes, „dem hausvergeffenen Mann und Weibsvolk, denen der rohgefressene Narr noch aufstößt“ und giebt uns, indem er dieses Volk einzeln auführt, sofort ein recht anschauliches Bild damaliger deutscher Rohheit. Ein kleines Beispiel von der feinen Uebersetzungskunst Fischart's möchte ich aus diesem Vorworte hier noch anführen; es bezeichnet zugleich die Art, wie er sein Original auch da behandelt, wo er sich ihm am engsten anschließt. Rabelais erzählt, daß Alcibiades im Gastmahl des Plato den Sokrates mit Sirenen vergleiche, d. h. mit jenen buntemalten Gewürz- und Apothekerbüchsen, die trotz ihres närrischen Aussehens gar köstliche Dinge enthielten; eine solche lächerlich aussehende Büchse sei auch Sokrates gewesen. „mais ouvraus ceste boyte, eussiez au dedans trouué une celeste et impreciable drogue“. Dies giebt Fischart folgendermaßen wieder: „aber so du ihm hättest sollen in die Herzbüchse hineinschauen, würdest du einen recht unschätzbaren indianischen Geruch von edlem Gewürz gefühlt haben.“ —

Ich werde jetzt versuchen, in Kürze anzugeben, wo Fischart in seiner Bearbeitung vom Original abgegangen ist und welche Theile seines Buches ihm eigen angehören.*

Im ersten Capitel giebt er eine sehr weit ausgespinnene Abhandlung über die Unzuverlässigkeit der Stammbäume; hierauf ist

*) Wo Capitel ihrer Zahl nach benannt sind, gelten die römischen Zahlen für das Original, die arabischen für die Uebersetzung.

von der Wanderlust und Unruhe die Rede, welche damals die Welt ergriffen hatte und die Völker unter einander mischte, woran sich ein interessantes Musterkärtchen deutscher Gänzlichliederanfänge schließt. Den Riesenleichen des Urahnens des Gargantuanischen Geschlechtes, dessen Grab Nabelais durch Zufall finden und so weit aufdecken läßt, bis es unter einem Flußbette verschwindet, und auf dessen Nabel man neun, nach Art der Regel aufgestellte Flaschen nebst einem Becher mit der etruskischen Inschrift „hic bibetur“ findet, dehnt Fischart in bezeichnender Weise dergestalt in's Ungeheure aus, daß er sein Haupt „zwischen Mörsellen in Bruchwalen und Genua im Lugerland ruhen, seine Füße aber im verfallenen Schlosse Ratwick, England gegenüber, sich baden läßt. Capitel 3 und 4 handeln von des Grandgosciers Diät, „seiner Kuchen und Keller, was entweder ins Glas gehört, oder auf den Teller.“ Da müssen zuerst alle Trinkgelegenheiten damaliger Zeit: das Fressen zur Martinsnacht, das St. Urbans-Saufen, die Fastnacht (Fantastnacht), der Lichbraten, Erndte, Herbstmoss, Kindbettfeier, Kindtaufe, Kindes-Entwöhnung, Gutsbestellung, Gutserneuerung, Amtsantritt, Magisterwahl, Bürgerzechen, Nachzechen, Geburtstag, Hochzeit u. s. w. u. s. w., die Reihe passieren, dann aber werden alle Wein- und Bierorten, alle Speisen und Gerichte namhaft gemacht, wobei wir (als Beweis, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt) erfahren, daß „der Butterbraten aber, den bankbrüchigen, den Land und Tisch räumigen Kaufleuten gelassen wird, die mit ihrem Falliment machen, — denn die kostet es wenig, wann sie es mit anderer Leute Gut oder mit Fersengeld zahlen.“ Sind diese beiden Capitel fast ausschließlich Fischart's Eigenthum, so gehört ihm das fünfte ganz und gar an. Er giebt uns hier einen volltönenden Hymnus auf die Ehe, die er mit dichterischem Schwunge preist, ganz anders als im Ehzuchtbüchlein, wo er dasselbe Thema mehr philosophisch lehrhaft behandelt. Die ideale und reale Seite des ehelichen Lebens verschmilzt er in dieser Schilderung auf das glücklichste mit einander, und wenn Nabelais dieses ganze Verhältniß mit ein paar unbedeutenden Worten abfertigt, so versenkt sich Fischart darein mit der ganzen Innigkeit deutschen Gemüthes. Als er dieses Capitel (und das Ehzuchtbüch-

lein) schrieb, war er noch sehr jung und selbst unverheirathet; um so erstaunlicher ist die genaue Kenntniß des Ehelebens mit seinen Segnungen, seinen kleinen Freuden und Leiden, seinen Beschränkungen und großen Zielen, seinen Entbehrungen und Genugthuungen, seinem Frieden und seinen unaufhörlichen kleinen Kriegen. Man sollte überall meinen, hier spräche eigenste Erfahrung, doch fällt seine Verheirathung erst in das Jahr 1583, während der Gargantua 1575, das Ehzuchtbüchlein 1578 erschienen. Die Vermählung Grandgoscier's, der damit aus dem „voll“ in's „wol“ kommt, bietet unserm Autor die Gelegenheit, diesen allervortrefflichsten seiner Zusätze einzuschleiben: „Was heißt aber wol,“ fragt er sogleich, „wo nicht bei vollem Faß auch steht ein schönes Glas, bei Nützlichkeit ein Zierlichkeit, das ist, bei einem wohlgesetzten Müllerfad starken Mann von Leib auch ein ranbiegend, tief fundamentgewölbig, wohlgeoffen, grabtief gesenktes Weib?“ Und nun schildert er zuerst die Eheverächter, die Sittenlosigkeit seiner Zeit und die berüchtigsten Sittenlosen aller Zeiten, bei deren Aufzählung er sich selbst über sein Gedächtniß wundert und meint, „daß er wol der Memoria gar über das Faß gekommen sei.“ Im Gegensatz zu ihnen preist er die häusliche Herrschaft und herrschaftliche Häuslichkeit, „denn in derselbigen erkennet der Hausfürst seines Dachtropfes Reichsgränzen, daraus ihn Niemand ziehet, seines Ackerlandes Markgrafschaft, seines Feldes jährliche Eintrag, Zöll und Gefäll, seines Schatzkassens Erweiterung und Mehrung, seiner Stiebel befestigte Anstöß', seines Bodens Freiheit, seines unterthanen Gefinds Gewerh, Gesatz und Gebräuch, seiner Kinderfalksnarren Kurzweil“ u. s. w. — Er nennt den Namen „Eheleut“ einen geheimnißreichen, in Betrachtung, daß er auch nach beider Gatten Tode nicht verschwindet, sondern auch im ewigen Paradies bestehen bleibt. „Darum,“ meint er, „gebürt uns, die wir des Ehenamens Kraft und Steuer in unserm hauffälligen Pilgerhüttlein vorständig empfinden, denselben nicht allein werth zu halten, sondern auch seiner Eigenschaft nachzusetzen (nachzustreben), sintemal ein solcher noch mehr süßere Namen mit ihm auf dem Rücken bringt, also daß man einander mit den allerholdestigsten Namen des Vaters, der Mutter, der Brüder, der Geschwister benennet, rufet und gemeinet.“ —

Ihrer Sorge um die Kinder wegen soll der Mann dem Weibe dankbar sein, „deshalb man mit Recht sagt, daß die Kinder der ehelichen Pflicht Pfandschilling, Stärkung und Confortativ seien und daß beider Eheleute Leib in diesen, wie die aufgezogenen Saiten innerhalb dem Lautenstern zusammenstimmen. Denn die Kinder sind der Eltern schönster Winter, Maien, Leidvergeß und Wendemuth, des Vaters Aufenthaltung, Leitstüb, Krücken und Stützen, sind der bleiblich Name seines Stammes, Spiegel vergangener Jugend“ (hier erinnert er auffallend an Shakespeare in seinen Sonetten), „Annahmung seiner Geberden, eine große traumgebildete, hoffende Freude-von ihrem künftigen Wohlstand, seine ewige Gedächtniß, Zimmerzierigkeit und Unsterblichkeit, in denen er zerfällt“ — Nun, wie wohl? — „wie ein mürrer Käse zu vielen Stücken!“ — Ich hätte diesen Schluß gern verschwiegen, wenn er nicht einen gar zu schlagenden Beweis für den Mangel an Geschmack abgäbe, dem wir so oft in Fischart begegnen. Der kühlere, mehr auf Verstand angelegte Franzose fällt in solche Fehler nicht; er hält den Ton überall viel gleichmäßiger ein und wenn er sich nirgends an unser Gefühl wendet und uns niemals im Herzen fassen und rühren will, so läßt er uns auch nie so fallen. Zwischen ihm und der sentimentalen Satire der spätern Zeit (Sterne), die hier schon anklingt, bildet Fischart das Mittelglied. — Das Aufziehen der Kinder, so fährt Fischart fort, steht natürlich dem Weibe zu, denn wer könnte das besser als sie? „Darum seht ihr, wie sie die Kinder lehren beten, schicken sie zur Kirchen und Schulen, stecken ihnen allerhand Schleck, Dreck und Latwergen in den Schulsack; verehren dem Schulmeister etwas, daß er sie nicht straf, geben für, sie seien krank, können nit zur Schule kommen, geben ihnen zur Strafe einen Knipp mit dem Fingerhut, heißen sie das Stübchen zum Dütten (Säugen) bringen, bekorallens, bemuschelns wie die Jakobsbrüder, behängens wie St. Urban mit Kutteruffen (Wegfläschlein) und die Würzkrämer ihren Kram (-laden) mit Nieswurzfäcklein, lehren sie den Vater, den sie sonst nicht kennen, Ette rufen, das Schmutzhändlein reichen, sich elephantisch neigen, den rechten Backen zu küssen bieten, auf den Beinen hockeln (hocken), also reiten die Bauern, bei den Ohren aufheben und Rom zeigen,

Mummel spielen, die Lecz (Lektion) auffagen, aus der Predigt behalten; geben ihnen heimlich Geld, schicken sie zu guten Gespielen zu Tanz, lehren sie den Gang wie der Krebs seine Sungen, sammeln ihnen einen Schatz, verwahren ihnen ihre Verlassenschaft: da stellen sie ihre Zucht um den Tisch stachelweis wie die Orgelpfeifen, die kann der Vater mit der Ruthe pfeifend machen, wann er will, ohne Blasebalgtreter“ u. s. w. — Ist es möglich, das treue Sorgen und Walten, das Glück und die Befriedigung einer liebevollen, auf ihre Kinder stolzen, nachsichtigen, schwachen Mutter mit naturwahren, herzlicheren Zügen zu schildern, mit Zügen, die, so zu sagen, von ewigem Gepräge sind und die uns heute noch eben so überzeugend ansehen, wie unsere Väter vor dreihundert Jahren? Und nachdem er dann das Elend der Ehelosigkeit mit recht lebhaften Farben geschildert hat: „denn wer kein Ehegestebe hat, ist halb todt, mangelt ein Stück des Leibes, weiß kein seßhaft Häuslein, ist nirgends daheim, dann ob er schon ein Obdach hat, ist ihm, als wäre er darenin gelehnt (zu Lehen) und sitzt wandersweis wie ein anderer Landstreicher im Gasthaus, Niemand kocht für seinen Mund, Niemand hält ihm das Seine zusammen, weder das Große noch das Kleinste Hausrathlein, weder das Tägliche noch das Nächtliche, alles verschwindt ihm unter den Händen, hat Niemand dem er sein Noth klagt, der ihm sein Anliegen abnimmt, oder mit gleicher Achsel leichtert, keiner eifert um sein Heil, Niemand warnt ihn mit Treuen, und wann der Hahn todt ist, kräht keine Henne nach ihm, Niemand drückt ihm mit tiefgesuchten Durteltaubenseufzen die Augen zu,“ — preist er das Weib aus vollem Herzen und zeigt, was sie dem Manne ist in der Wirthschaft, im Geschäft, bei der Gesindegucht, in Noth und Bedrängniß, als sein alter ego, wenn er abwesend, als sein treuer, unermüdlicher Pfleger, wenn er krank ist, verschweigt aber auch scherzweis manches Ungehörige und manchen Uebelstand, den die Ehe mit sich zu führen pflegt, nicht. „Und daß ich alles beschließ,“ mit diesem herzlichen Ausruf endet er das Capitel, „sie (das Weib) bringt ihren Mann zu Ehren: wer wollt' sie drum nicht wieder ehren?“ —

Zu einer eben so reichen Ausschmückung und Erweiterung, freilich ganz anderer Art, bietet das fünfte Capitel des Originals: „les propos des buveurs“, der Trunkenen Vitanei, dem Uebersetzer willkommenen Anlaß. Diese Schilderung eines wüsten Trinkgelages ist, ganz abgesehen vom Inhalte, hinsichtlich der Form (die Rabelais angehört) ein wahres Meisterstück; ohne alle Erzählung, durch bloße Anführung unaufhaltsam durch einander schwirrender Reden, die, sich überstürzend, an unser Ohr schlagen, werden wir zu unmittelbaren Theilnehmern an dem Hergange selbst gemacht. „Boutte a moy sans eaue; ainsi mon amy; fouette moy ce voyrre (verre) gualentement; produitz moy du clairet, voyrre pleurant. Treues de soif. Ha faulse fiebure, ne t'en iras tu pas?“ und so geht es fort, Schlag auf Schlag, in lauter kurzen Sätzen, aus immer vollgeschwemmteren Kehlen, erhitzteren Röhren heraus, immer abgebrochener, immer unzusammenhängender, bis es zuletzt in bloßen Ausrufen, in zungenschwerem Lallen endet. An für uns interessantem Inhalte ist die Fischart'sche Bearbeitung bei weitem reicher, als das Original, aber außerdem, daß die geniale Darstellungsweise (der Fischart streng folgt) ganz Rabelais' Erfindung ist, weiß dieser Bekrere geschickter die ästhetische Gränze einzuhalten, welche durch den Gegenstand der Darstellung und durch die Darstellungsform selbst gesetzt ist, während Fischart diese Gränze mißachtet und uns durch Ueberhäufung ermüdet. Wir werden in diesem Saus und Braus, der uns wohl eine Weile lang ergötzt, zu lange festgehalten und es übertrumpft uns zuletzt so etwas wie ein Gefühl des Ekels, wenn das wilde Treiben gar kein Ende nehmen will. Der stilkliche Mensch regt sich in uns zu stark, weil ihm zu anhaltend in's Gesicht geschlagen wird. Es ist dies ein recht schlagender Beweis für die Wichtigkeit der Beobachtung, der wir uns nicht entziehen können, daß die Vorzüge unseres Dichters weit mehr in der Fülle seiner Gedanken, dem Reichthum der ihm zu Gebote stehenden Thatfachen, der Kraft und Lebendigkeit seines Ausdrucks, der ihm eigenen komischen Gewalt, als in einem geläuterten Geschmack bestehen. Die fein angelegte Steigerung in Rabelais' Schilderung, die auf ein ganz bestimmtes Ziel, auf stetig wachsende, bis zu völliger Sinnenverwir-

rung der Zecher sich steigende Trunkenheit hingehet, stört Fischart z. B. dadurch, daß er in die Mitte des Gelages den Tumult einer wüsten Prügelei hineinschiebt, wodurch der Schluß dann matt wird. Nichtsdestoweniger ist dieses Capitel „von der Trunkenen Vitanei“, vom kulturhistorischen und literarischen Standpunkt aus betrachtet, von ganz hervorragendem Werthe, und deshalb auch allgemein als vorzüglich anerkannt und geschätzt. Was wir hier von (schlechten) Sitten, (gemeinen) Ausdrucksweisen, Späßen, Redensarten, Sprüchwörtern, Trink- und Buhl- (Liebes-) Liedern oder von Realien, wie Lieblings Speisen, Getränken, Geschirren u. s. w., jener Zeit erfahren, ist überraschend. Die Mischung von Wit, Verstandesschärfe und Rohheit, von übersprudelnder Lebenskraft und ledem Troß, wie sie jenem Jahrhundert eigen, hat nirgends einen adäquatern Ausdruck gefunden; aber vollständig, und mehr als wir verlangten, zufriedengestellt, rufen wir am Ende des Capitels mit dem Verfasser aus: „Pueri, sat prata biberunt.“

Wieder eine höchst interessante Abschweifung hängt er im 10. (VII.) Capitel an die Thatfache der Namengebung Gargantua's, indem er hier für die guten deutschen Taufnamen, den gebräuchlichen ausländischen gegenüber, eintritt. Er meint, „unsere Sprach' sei doch auch eine Sprach' und könne einen Saß so wol nennen, als die Lateiner saccus.“ Ob man glaube, daß unsere Vorfahren geschlafen und ihren Kindern nicht mit eben so großer Andacht Namen gegeben hätten, als die Römer und Griechen? Warum sollten wir, die wir nun ein frei Regiment haben, unsere Kinder nach den slavischen Römern taufen, die Herren nach den Knechten? Haben die Griechen ihre Kinder etwa Keryes genannt? „Was soll dann diese lateinische Tyrannei mit us und Gels ja?“ Man sollte die Kinder nach dem Geburtsfall und zufälligen Geschichten nennen. — Hier findet sich neben viel gelehrtem Kram ein reiches Material zur genauern Kenntniß deutscher Namengebung und anderer dahin einschlagender Dinge. — Wo er im wettern Verlauf auf die Wappenschilderei und die Devisen zu sprechen kommt, exemplifizirt er sein Thema auf die lustigste Weise und es muthet Einen an, als ob von der albernsten Nebuständelei unserer Zeit die Rede wäre, wenn er einen

Kanzler durch eine umgestürzte leere Kanne und einen Fiskal durch einen abgeschuppten Fisch bildlich dargestellt haben will.

Seine Herzensmeinung über die Franzosen giebt er uns an der Stelle, wo Rabelais von ihnen rühmt, daß sie von Natur fröhlich, offenerzig und allgemein beliebt seien. Er drückt sich von ihnen wie folgt aus: „Die Gallier (mit welchem Namen die überrheinischen Franken genannt werden,) tragen gern weiße Federn auf den Hüften, wie sie denn von Natur freudig, lustig und, mit zweien Worten zu sprechen, leichtsinnig und leichtfertig sind: tanzen auf einem Fuß, können den ganzen Leib mit der Pickelhaube im Sturm decken: hüpfen wie ihr kagenspieliger Ball, . . . ehe ein Anderer aufsteht, sind sie eine halbe Stunde gelegen, . . . springen um den Heller als ein hotter (dummer) Holländer oder ein entzweigebrochener lahmer Seeländer um einen Thaler. Sie bestehen wie ein Pelz auf seinen Nermeln, darum haben sie auch die allerweißeste, zarteste und hin-fälligste Blum', die Gilch (Lilie), zu einem Zeichen im Wappen.“ Noch etwas schlechter fährt er mit den Parthern ab, von denen er an einem andern Orte sagt: „daß sie freche Parides seien, die in den todten Achillen stechen, Hasen, die um den todten Löwen tanzen und ihm den Bart ausreißen, daher sie auch vom Bartreißen hießen.“ Die Erinnerung an die Bartholomäusnacht und die Verfolgungen, denen seine Glaubensgenossen in Frankreich ausgesetzt waren, klingt aus diesem Urtheil heraus.

Besondere Beachtung ist stets jenen Partien des Rabelais'schen Buches zugewendet worden, welche von der Erziehung des Gargantua und von der seines Sohnes Pantagruel handeln. Rabelais' umfassende Gelehrsamkeit, seine gründliche Kenntniß des Lebens und seiner Bedürfnisse, sein freier Geist, seine Doppelstellung als Arzt und Geistlicher, die Zeit seines Auftretens, in welcher der Kampf des Humanismus mit der verknöcherten mittelalterlichen Scholastik entbrannte, — alles das befähigte ihn ganz entschieden dazu, den Versuch zu machen, reformatorisch in die Erziehungsmethode seiner Zeit einzugreifen und den Weg zu einer gesunderen und erfolgreicheren Ausbildung der Jugend anzuzeigen. Der, welchen er wies, ist derselbe, den nach ihm Montaigne, Locke, Rousseau und alle spätern

wahren Pädagogen weiter verfolgt haben und dessen Ziel, im Allgemeinen angedeutet, kein anderes ist, als den Zögling dahin zu bringen, daß er sich einmal Selbstführer in dem Leben sein kann, für das die Erziehung ihn vorbereitet. Er soll in den Stand gesetzt werden, seine Sonderbestimmung als Mensch zu erreichen, also: keine Spielerei mit inhaltsleeren Formeln, kein spiegelfechterischer Gedächtnißluxus, kein Schwören in verbo magistri, kein unfruchtbares Wissen und (wenn der Ausdruck erlaubt ist) Angelerntwerden, sondern ernste Gedankenarbeit an einem durch Fleiß und aufmerksame Thätigkeit erworbenen, vielumfassenden Stoffe, wie er sich in der Natur, dem Leben, den Anforderungen, die es an Jeden stellt, und den daraus entspringenden Bedürfnissen darbietet. Diese gefunden und naturgemäßen Prinzipien, die auf der Linie einer, in immer tiefere Schichten des Volkes dringenden und sich von kirchlicher Leitung freier machenden geistigen Entwicklung lagen, stellt Rabelais hier zum erstenmale auf, indem er sie nicht etwa theoretisch zergliedert, sondern ihre Anwendung und die daraus sich ergebenden Resultate an seinem Helden Gargantua darthut. Der Charakter des Hünen verliert dadurch allerdings jegliche Einheit, aber darauf ist dieses Riesengeschlecht, dem er entstammt, vom Dichter überhaupt nicht angelegt und hier wägt die Wichtigkeit der Sache selbst diesen Mangel reichlich auf. Die schlechte Erziehungsmethode und ihre Resultate schildert der Verfasser in den Capiteln XIV, XV, XXI und XXII des ersten Buches, während seine Ideen über eine bessere Jugend-erziehung in den Capiteln XXIII und XXIV des ersten Buches, so wie in dem Capitel VIII des zweiten Buches dargelegt sind, denen sich etwa noch die Capitel dieses letztern anschließen, wo von Pantagruel's Besuch der Universitäten und seinen daselbst betriebenen Studien die Rede ist.

Als Democrates, der Repräsentant einer neuen und zweckmäßigeren Lehrmethode, die Leitung des von den Sophisten verzogenen und verbummten Gargantua in die Hand nimmt, ordnet er ihm seine Beschäftigungen so, daß keine Stunde des Tages verloren geht, sondern seine ganze Zeit für die Erwerbung nützlicher Kenntnisse in Anspruch genommen wird. Er führt seinem Zöglinge Gefährten und

Gefellen zu, weisse Leute, „aus welcher Beiwohnung er, ihnen ähnlich zu sein oder vortrefflicher zu werden, aus Eifer entzündet, noch großmüthiger begeistert und herzhafter ermahnt, einen begehrliehen Gelüst und sehnlüche Begierde bekam, auf andere Gestalt sein Studieren einzurichten.“ — Statt sich, wie früher, bis tief in den Tag hinein faullenzend im Bett umherzuwälzen, muß Gargantua jetzt um vier Uhr des Morgens aufstehen. Mit einer kurzen Morgenandacht wird der Tag begonnen und dann die Lektion des vorhergehenden Tages repetirt, „daß er die nicht im Schulsack verliegen ließ.“ Um sich zu versichern, daß er das Erlernte auch verstanden, muß er es mit selbst gefundenen Beispielen belegen. Dieser leichten Vorbereitung (wodurch das Instrument nur gestimmt werden soll), welche der Pflege, die der Körper verlangt (Reinigung, Frühstück u. s. w.), keine Zeit entzieht, indem sie mit dieser zusammenfällt, folgt ein anhaltendes ernstes Studium von drei Stunden, worauf das Gelesene mit dem Lehrer besprochen wird. Jetzt ist es Zeit, dem Geiste einige Erholung zu gewähren, und den Leib zu üben, wie zuvor das Gemüth und die Seele. Ein Spaziergang und leichte körperliche Exercitien dienen dazu. Hierauf folgt ein höchst frugales Mittagsmahl, mit leichteren, doch immer belehrendem Gespräch gewürzt, wobei die nächsten, unter Augen befindlichen Dinge zum Gegenstande der Unterhaltung gemacht werden. Nach aufgehobener Tafel erheitert man sich, bei einem mäßigen Trunke, durch Kartenkunststücke oder Lösung interessanter Aufgaben, wozu Rechenkunst, Geometrie und andere Wissenschaften herbeigezogen werden, oder man konstruirt allerhand Maschinen, „bis“ (wie Fischart hinzufügt) „an den ewigen Stillstand, der sich viel mehr, dann die unaufhörliche Bewegung, davon man noch dacht, geht (sagt), denkt, hängt, wind und wend, wollt finden lassen;“ oder man musizirt auf allerhand Instrumenten und singt, indem man die Lieder „im Hals nachtigallisch zu dichten und zu überwerfen“ versucht. — Die zweite Hälfte des Tages beginnt mit einem abermaligen dreistündigen Studium, wie am Morgen; hierauf Uebungen in den mannhaften Künsten des Reitens und der Waffenführung unter Leitung eines Waffenmeisters, im Schwimmen, Laufen, Springen, Klettern u. s. w., dann eine botanische Excursion oder ein

Gang durch Felder, Wiesen und Gärten, um Feld- und Gartenbau kennen zu lernen. Nach einem etwas reichlicheren Abendessen werden zuweilen noch interessante Circel besucht, wo sich gelehrte und weitgereifte Leute versammeln; kurz vor dem Schlafengehen unterläßt man nie, noch einen prüfenden Blick auf den nächtlichen Himmel zu werfen und den Stand der Sterne zu beobachten, und endlich, nach abgelegter Rechenchaft über alles, was man am Tage gelesen, gesehen, gehört und gethan, und nach einem kurzen Dankgebet zu Gott, folgt der Schlaf der Nacht. — In Regentagen, wo die körperlichen Uebungen im Freien ausfallen, besucht Gargantua die Werkstätten der verschiedenen Handwerker, Fabriken, öffentliche Vorlesungen, Disputationen, Gerichtsitzungen, kirchliche Feierlichkeiten, die Fecht Schule, theatraische Vorstellungen u. s. w., alles zu dem Zwecke, durch eigene Anschauung seine Kenntnisse zu mehren und Erfahrungen zu sammeln, und indem er sich so im Kreise einer festgeordneten, unausgesetzten Thätigkeit bewegt, gewöhnt er sich bald an dieses Leben, das ihn mehr der Zeitvertreib eines Königes, als das mühsame Studium eines Lernenden zu sein dünkt.

Wird nun hier allerdings mehr der äußere Gang bezeichnet, welchen die Erziehung zu nehmen hat und ein überwiegender Nachdruck auf die Realia, so wie auf die körperliche Ausbildung des Zöglings gelegt, der sich, als ein Kind seiner Zeit, mit allen ritterlichen Künsten innig vertraut zu machen hatte, so geht Rabelais in dem Briefe (Cap. VIII des zweiten Buches), welchen er den Gargantua seinem in Paris studierenden Sohne Pantagruel schreiben läßt, näher auf die Ziele ein, welche eine gelehrte Erziehung in's Auge zu fassen hat, und nennt die Mittel, welche ihr dazu zu Gebote stehen. Seit den Tagen seiner eigenen Jugend und Lehrzeit ist die Welt in steter Entwicklung fortgeschritten; der alte Mann blickt, nicht ohne heimlichen Neid, auf die weitaus vortrefflicheren Lehrmittel, welche sich, im Vergleiche mit ihm, dem Sohne darbieten, denn seiner Meinung nach hat es weder zu Plato's, noch Cicero's, noch Papinian's Zeiten solche Gelegenheit gegeben, etwas Tüchtiges zu lernen, als jetzt. Darum soll Pantagruel seine Jugend wohl anwenden und besonders griechisch lernen, (ohne welche Kenntniß

Niemand mehr als Gelehrter gelten könne,) ebenso das Lateinische und das Hebräische, der Heiligen Schrift wegen. Die Geschichte soll er vollständig im Gedächtniß haben, Geometrie, Arithmetik und Musik, die er schon frühe zu lernen angefangen, ja nicht vernachlässigen, aber um die wahrsagerische Astrologie, „welche nichts als Irrwahn und Thorheit ist“, soll er sich nicht kümmern. In der Jurisprudenz soll er seine ganze Aufmerksamkeit auf die trefflichen Texte richten und sie philosophisch zu analysiren verstehen, über die Dinge der Natur sich so unterrichten, daß es keinen Fisch in Meer, Fluß oder Bächen, keinen Vogel in der Luft, kein Kraut auf dem Felde, kein Metall in der Erde, keinen Edelstein im Morgen- oder Mittaglande gebe, der ihm unbekannt sei; auch soll er die Schriften der arabischen, griechischen und lateinischen Aerzte studieren und sich eine vollkommene Kenntniß der kleinen Welt, „Mensch“ genannt, erwerben, dabei aber wenigstens einige Stunden jeden Tages in der Heiligen Schrift forschen. Denn jetzt sei die Zeit des Lernens; wenn er erst älter und ein Mann geworden sei, müsse er Haus und Reich gegen die Angriffe Uebelwollender vertheidigen und dann sei es mit dem ruhigen, stillen Studium vorbei.

„Aber,“ so schließt dieser merkwürdige Brief, „da, wie der weise Salomo sagt, die Weisheit in das Herz des Ruchlosen nicht eingeht und Wissen ohne Gewissen nur der Seele Verderb ist, so ziemt es Dir, Gott zu dienen und ihn zu fürchten, und alle Deine Gedanken und Deine Hoffnung auf ihn zu stellen, und in innigem Glauben ihm verbunden zu bleiben, so daß keine Sünde Dich jemals von ihm scheiden kann. Hänge Dein Herz nicht an die Eitelkeit der Welt, denn dieses Leben ist vergänglich, aber Gottes Wort währet ewiglich! Ehre Deine Lehrer, fliehe die Gesellschaft derer, denen Du nicht gleichen möchtest, und mißbrauche die Gaben nicht, welche Gottes Gnade Dir gewährt hat. Und wenn Du zu der Einsicht gekommen bist, daß Du dort alles gelernt hast, was Du lernen konntest, so kehre zu mir zurück, damit mein Auge Dich noch einmal sehe und ich Dir meinen Segen gebe, bevor ich sterbe!“ —

An diesen Partien des Rabelais'schen Werkes (so weit sie im ersten Buche enthalten sind) legt Fischart in diskreterer Weise, als

anderer Orten, seine schmückende und ausführende Hand an. Abgesehen davon, daß er die schlechte Lehrmethode des Herrn Trubald Holofernes und Consorten, so wie die Resultate, welche durch dieselbe erzielt werden, auf ergötzliche Weise mit neuen Beispielen belegt, folgt er dem Originale ziemlich treu und bringt zu den Weisungen, welche Rabelais für die bessere Erziehung der Jugend giebt, nichts Neues hinzu. Den lateinischen Unterricht des unwissenden Präzeptors verspottet er, indem er uns Pröbchen aus dem Vokabelschätze desselben zum Besten giebt, wie: Vilhelmus (viel Halme), ein Strohsack, biszinkus, die Ofengabel, cantrifusor, ein Kannengießer, oder von seiner Uebersetzungskunst, wenn er ihn die alte Donatregel: dant duo bos, impos, compos, custosque sacerdos, wie folgt, erklären läßt: Impos die Bauern, dant geben, duo bos zwei Däsen, sacerdos dem Priester, compos den Gumpost (Mist), custos dem Sigristen; oder wenn er uns berichtet, wie derselbe: qui convertit petras in stagna aquarum durch: „wie Kühn wehrt sich St. Peter mit der Stange im Wasser“, — oder, (zu den Präpositionen übergehend) prope fenestram mit: ein Schneidknecht, sine labore ein Pfaffenknecht, ante aedes ein Bettler, u. s. w. übersetzt. — In Bezug auf einen derartigen Unterricht, von dem Rabelais meint: „que mieux vaudroit rien n'apprendre, que telz liures soubz telz precepteurs apprendre,“ sagt Fischart allgemeiner und schlagender: „daß schier nützer wär, nichts zu lernen, als zu lernen daß nichts nutz wär“, und fügt dann hinzu: „was sind dieser Quäler, Schinder, Fretter (Plager, Pfuscher) Künste als Kunzenwerk und Kühndunst, ihr Weisheit ist Schmeißheit, ihr Klugheit Lughheit, damit sie die Kinder wie mit den Winterhandschuhen schrecken, die guten edlen Geister verbastarden und die ganze Blüthe der Jugend vergiften, ersticken, den Flor defloriren, erfrieren und versehen? Deshalb soll man sie mit Rutthen streichen lassen, sintemal solche Jugendverderber, welche manche gute Art verkehren und verhindern, ebensowol der Jugend, ja einer ganzen Polizei Verächter sind, als der, so sie auf die Fleischbank opfert.“ — Der Angriff richtet sich hier bei Rabelais, wie bei Fischart, gegen die Ordensgeistlichkeit, in deren Händen zum weit größten Theile die Jugenderziehung lag,

bei Fischart aber besonders gegen die, unterdessen mächtig gewordenen, Jesuiten, von welchen „züchtgleisenden Quadricornuten“ er sagt: „daß sie die Jungen entweder zu unsittlichen, erschrockenen, augensperrigen Stierköpfen machen, oder zu hochtrabenden, ruhmstüchtigen, neidigen und frevlen Schreibern und Mauderern, oder zu schalkverbergenden Schleichern, Schlüsseluchern, Verheßern, Verheßchern, Lockvögeln, Duckmäusern und Erzarchibuben im Busen, wie sie sind.“

Die Rohheit und Völlerei des übelerzogenen Gargantua malt Fischart mit viel grellern Farben, als Rabelais. Dieser Schilderung verdanken wir eine Aufzählung von mehr als 500 deutschen Würfel-, Karten- und Gesellschaftspielen, ein höchst interessantes sprach- und kulturhistorisches Material, so wie ein neuer Beweis von der in Wort- und Gedankenvariationen so sehr fruchtbaren Einbildungskraft Fischart's; denn die meisten dieser Spiele haben in Wirklichkeit wohl nie existirt, und ihre Namen sind nur zu Spielbenennungen benutzte sprichwörtliche Redeweisen, Liederanfänge, Abzählreime, Scherzworte oder reine Erfindungen des Autors selbst. Mehr Wahrheit liegt der genauen Beschreibung zu Grunde, welche er uns im 26. Capitel von den damals üblichen Waffen und ihrer Handhabung giebt, aber besonders interessant ist die Vorführung des gesammten deutschen Handwerks, des Handels und Kunstbetriebes jener Zeit im darauffolgenden Capitel. Hier lernen wir eine Menge technische Ausdrücke, in Abgang gekommene Gewerke, dem Handel und Verkehr anhaftende Mißbräuche u. s. w. kennen, werden auf Promotionen, Hochzeiten und dergleichen Festlichkeiten umhergeführt, und betreten auch den Fechtboden, wo der junge Studio sich gegen die Frankfortischen Meister des langen Schwerdtes sträubt: „und schrieb mit Dinten, so sieht wie Blut, die Feder muß ihm oben schweben, und sollt es kosten sein junges Leben; er wagts in Gottes Macht, schlug drauf, daß der Pelz kracht!“ —

Einer feinen pädagogischen Bemerkung Fischart's mücht' ich hier auch noch gedenken. Als Eudemon, des Ponocrates Musterzögling und Gargantua's späteres Vorbild, den ungeschlachteten Hünenprinzen, dem er vorgestellt wird, mit zierlicher Lobpreisung begrüßt, setzt Fischart hinzu: „wie dann man pflegt, wenn man einen Erzen will

wacker wecken,“ — obgleich er an anderm Orte sagt: „in männiglich stecken seminis stultitiae, man mag's leicht säen, so wachst's daher: das unzeitige Loben aber besprenzt es.“ —

Bei dem Briefe, welchen der gute Grandgouffier seinem Sohne nach Paris schreibt, um ihm den Ausbruch des schrecklichen Kuchenbäckerkrieges zu melden und ihn heimzurufen, so wie an einigen andern Stellen, wo ausnahmsweise ein ernster, ja pathetischer Ton angeschlagen wird (Cap. 29, 31, 50 u. a.), macht sich ein Unterschied zwischen Original und Uebersetzung, doch nicht zum Vortheil der letztern, geltend. Rabelais entwickelt bei diesen Gelegenheiten eine Beredsamkeit, die an die besten klassischen Muster erinnert: sein Gallet, den Grandgouffier an den streitsüchtigen Picrochol sendet, gemahnt an die Sendboten des römischen Senates, die Krieg und Frieden in ihrer Toga trugen; Würde, Großheit und stolzes Selbstgefühl reden aus jedem Wort, das seinen Lippen entströmt. Für edle Gedanken ist der edelste Ausdruck gefunden. Dies wiederzugeben, ist die deutsche Sprache jener Zeit noch nicht im Stande; der Ausdruck einfacher Größe, erhabener Ruhe, will ihr nicht gelingen. Sie, die wohl im Stande ist, einen kräftigen Gedanken auf ihren breiten Schultern zu tragen, allerhand equilibristische Wortkünste und Verrenkungen zu machen, Schalkheit unter naivem Scheine zu bergen, und, wenn es sein muß, grob dareinzuschlagen, wird ungeschickt, pedantisch und genirt, so bald sie einen gehaltenen Ton anschlagen, das Erhabene oder Zierliche darstellen will. Man sage nicht, wie Wilmar, daß Fischart den oratorischen und Briefstil seiner Zeit habe parodiren wollen, es liegt wohl näher, anzunehmen, daß er ihn an den betreffenden Stellen einfach so angewandt hat, wie er ihn vorfand, und daß es ihm nicht eingefallen ist, der römischen Toga absichtlich einen noch ungeschickteren Faltenwurf zu geben, als sie auf deutschem Leibe damals ohnehin hatte.

Mit der Erzählung von dem Kriege zwischen Grandgouffier und Picrochol, die fast die ganze zweite Hälfte des Buches einnimmt, nehmen die Zusätze des Bearbeiters merklich ab. Das 28. Capitel bringt uns noch eine komische Abhandlung über die Entstehung der Kriege, die nicht etwa, wie Manche meinen, wegen des Besitzes der

Höhlenwohnungen, Thierfelle, Nester, oder wegen der schwärmenden Bienen, der Brunnenbenutzung u. s. w. entbrannt sind, sondern in Wahrheit um der Eier willen, welche gackelnde Hennen in fremde Nester und Gehöfte verlegt haben; sonst aber hat der Verfasser eigentlich nur den Haupthelden des Krieges, Bruder Johann den Mönch, mit Einzelzügen und Reden reichlicher ausgestattet, als das Original ihn uns giebt. Hier boten die national-deutsche Schwankliteratur, der zeitläufige Volkswitz und die Parteilichkeit des kampflustigen Calvinisten die gesättigteren Farben von selbst dar. Nicht ohne Interesse wird man im weiteren Verlaufe der Kriegserzählung, wo von dem Bittergrollischen (Picrocholischen) Plane der Welteroberung die Rede ist, auch erfahren, wie die tapfern Kriegeshelden dieses ritterlichen Königs (freilich nur in Hoffnung!) „alle Tannzapfen im Schwarzwalde angezündet haben, so daß eine recht concevalische, pirinäische Brunst daraus entstanden, welche wie ein laufend Feuer in die Alpen und das Schweizer Gebirg gekommen und viele Städte verbrannt hat.“ — — Also nicht einmal original!! —

Nach einem wohlangelegten künstlerischen Plane schließt Rabelais die Geschichte des Gargantua mit der ausführlichen Schilderung der Abtei Thelemé. Er hat uns so viel Thorheit und Widerstinn, so viel Nothheit und Häßlichkeit vor Augen geführt, daraus wir selbst uns das Ideal des Wahren, Guten und Schönen herausbilden mußten, daß es uns nun doppelt wohlthut, dieses Ideal verkörpert vor uns zu sehen. Die Beschreibung dieser Abtei, ihrer Bewohner und deren Lebensweise ist ein Idyll im höhern Stile; hier ist nicht der harmlose Verkehr schuldbloser Menschen mit der einfachen Natur dargestellt, sondern vielmehr das sorgenfreie Leben hochgebildeter Leute, die, frei von Vorurtheilen, Zwang, Langerweile und wilden Begierden, eine, durch materielle und geistige Mittel in jeder Hinsicht geförderte und bevorzugte Existenz führen. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf solchen glückseligen Zuständen aus, wie sie in der Wirklichkeit nie zur Erscheinung kommen, und nur vergebene Sehnsucht sie sich als Traumbild schafft, — gern davor sich schließend, daß Bruder Johann und der gute Grandgousier (selbst mit Gargantua's Hilfe) wohl eigentlich die Leute nicht sind, denen man, wenn es je

dazu kommen sollte, die Stiftung einer solchen idealen Glückseligkeitsfabrik zumuthen würde. So scharf überhaupt darf man Wirkung und Ursache in diesem lustigen Buche nirgends an einander hängen. Darum erfreut man sich doch nichtsdestoweniger an den prächtigen Hallen, Bibliothek- und Waffensälen, Gallerien und Gesellschaftszimmern, an dem Marstall, der Jägerei, dem Turnierplatz, den Lust- und Nutzgärten, den Ateliers und Werkstätten dieser verschwenderisch dotirten Abtei, an dem heiteren, ungezwungenen, hochgebildeten Umgangston der Thelemiten, ihren Beschäftigungen, Zerstreuungen, ihrer reichen, kostbaren Kleidung, ihrer zahlreichen Dienerschaft u. s. w., und ist wohl damit zufrieden, daß das alles auf das genaueste beschrieben wird. Nur wo der Kleiderlustige Franzose in der Aufzählung der thelemitischen Garderobe etwas gar zu ausführlich wird, schneidet ihm unser Fischart ein wenig vom Zeuge ab, ohne ihm dafür von dem feinen etwas daran zu flicken. Man merkt, er ist müde geworden, er eilt zum Schluß und hat denn auch das Ende (oder, wie er es nennt, „Bin us finis“) gleich darauf erreicht. — Und mit ihm bin auch ich an meinem Ziele angelangt.

Es war aber der bescheidene Zweck dieser kleinen Arbeit kein anderer, als der: jenen Lesern, denen Fischart und sein Buch gar fern liegt, einige Kenntniß von beiden zu vermitteln, denn ich bin der Ansicht, daß sie dessen wohl werth sind. Solche Leser aber, welche durch Neigung oder Beruf unserer älteren Literatur näher stehen, werden sich vielleicht durch vorliegende Besprechung angeregt fühlen, unserm alten Fischart, diesem Meister der Sprache, des volksthümlichen Witzes und der Sittenschilderung, eine erneute Aufmerksamkeit zuzuwenden, wäre es auch nur, um die Nerven, welche die feine Bildung unserer Zeit so leicht verzärtelt, in dem Stahlbade seines derben Humors etwas zu stärken. Nebenbei nahm ich gern Veranlassung, auch ein paar Worte über Rabelais zu sagen, dessen umfangreiches Werk zu übersetzen, ich mir in den Jahren, die man sonst der wohlverdienten Ruhe zu widmen pflegt, zu mühevoller Er-

holung nach andern Lebensarbeiten auferlegt habe. So wahr ist das Sprüchwort, daß Alter nicht vor Thorheit schützt! Indessen ist meine Arbeit so weit vorgerückt, daß sie wie ein dem Berg entrollender Stein, sich selbst treibend, nicht eher zum Stillstand kommen kann, als bis sie ganz vollendet ist.

Zum Schlusse sei es mir nun noch erlaubt, ein ausführlicheres Beispiel der Fischart'schen Uebersetzungsweise zu geben; ich wähle dazu die Inschrift über dem Thore der Abtei von Thelemé. Daß ich Original wie Uebersetzung in usum Delphini recensirt habe, heischte die Gelegenheit. Die Abstriche werden zeigen, wie unartig die beiden Schriftsteller zuweilen sind, die Uebersetzung insbesondere aber, wie frei Fischart seine Vorlage zu behandeln pflegt. Eine wortgetreue Wiedergabe, die ich meinem eigenen Manuscripte entnehme, mag zum bessern Verständniß des Originals dienen.

Inscription mise sus la grande porte de Thelemé.

1.

Cy n'entrez pas, hypocrites, bigotz,
Vieux matagotz, marmiteux boursouffés,
Torcoulx, badaulx, plus que n'estoyent les Gotz,
Ny Ostrogotz precurseurs des magotz:
Haires, cagotz, caphartz empantoufflez,
Gueux mitoufflez, frappartz escorniflez,
Beflez, enflez, fagouteurs de tabus.
Tirez ailleurs pour vendre vos abus.
Vos abus meschans
Rempliroyent mes champs
De meschanceté;
Et par faulseté
Troubleroyent mes chants
Vos abus meschants.

2.

Cy n'entrez pas, maschefains praticiens,
Clercs, basauchiens, mangeurs du populaire,
Officiaulx, scribes et pharisiens,
Juges anciens, qui les bons parrochiens
Ainsi que chiens mettez au capulaire.
Vostre salaire est au patibulaire,
Allez y braire: icy n'est fait excez
Dont en vos cours on deust mounoir procez.
Procez et debatz
Peu font cy d'esbatz
Ou lon vient s'esbattre.
A vous pour debattre
Soyent en pleins cabatz
Procez et debatz.

3.

Cy n'entrez pas, vous usuriers chicars,
Briffaulx, leschars, qui tousiours amassez,
Grippeminaulx, auailleurs de frimars,
Courbez, camars, qui en vos coquemars

De mille marcs ia n'auriez assez.
Point esguassez n'estes quand cabassez
Et entassez, poltrons a chiche face,
La male mort en ce pas vous deface.

Face non humaine
De telz gens, qu'on meine
Raire ailleurs: ceans
Ne seroyt seans.
Vuidez ce domaine
Face non humaine.

4.

.....
Honneurs, los, deduict,
Ceans est deduict
Par ioyeux accords:
Tous sont sains au corps.
Par ce bien leur duict
Honneur, los, deduict.

5.

Cy entrez, vous, et bien soyez venuz,
Et paruenuz, tous nobles cheualiers.
Cy est le lieu ou sont les reuenuz
Bien aduenuz: afin qu'entretenuz,
Grands et menuz, tous soyez a milliers.
Mes familiers serez, et peculiers:
Frisques, gualliers, ioyeux, plaisans, mignons:
En general tous gentilz compaignons.

Compaignons gentilz,
Serains et subtilz,
Hors de vilité,
De ciuilité
Cy sont les houstilz
Compaignons gentilz.

6.

Cy entrez, vous, qui le saint Euangile
En sens agile annoncez, quoi qu'on gronde,
Ceans aurez ung refuge, et bastille
Contre l'hostile erreur, qui tant postille

Par son faulx style empoisonner le monde:
Entrez, qu'on fonde icy la foy profonde.
Puys, qu'on confonde, et par voix et par rolle;
Les ennemys de la sainte parole.

La parole sainte
Ja ne soit exteincte
En ce lieu tressainct.
Chascun en soit ceinct:
Chascune ait enceinte
La parole sainte.

7.

Cy entrez, vous, dames de hault paraige,
En franc couraige. Entrez y en bon heur
Fleurs de beaulté, a celeste visaige,
A droict corsaigne, a maintien preude et saige.
En ce passaige est le seieur d'honneur.
Le hault seigneur, qui du lieu feut donneur
Et guerdonneur, pour vous l'ha ordonné.

Or donné par don
Ordonne pardon
A cil qui le donne:
Et très bien guerdonne
Tout mortel preud'hom
Or donné par don.

Fischart's Uebersetzung.

Ueber derselbigen Porten war mit Altfränckischen Buchstaben geschrieben,
folgendes Inhalts:

1. = 1.

Hierein konn kein Heuchler, Windhaß und Rollenbruder,
kein Bruder Nollus von
kein Lollhaff, Weyßack, Holbrot, Teuffelsfutter,
Bei Leib kein Schaffstro Kayenwollen Luder,
kein Balckgeblechter Splitter
kein Wachtelpeiffstirn und
kein Maulstork, Leßgenplapper, Zeitenchlapper,
Zunwolff Hundib, Luftschnapper und Meßknapper,
Korallenzehler Paternosterquefer,
Geschwolln Bettlerdreck, Pläthbäuch, Kuttensäck,
kein Predigtläuffer, Widertäuffer.

2. = 1.

Kein Papanoffeltshnudler, Kuttensudler,
 Kein Grangribler und Großbeinnochenschluder,
 Der Ablass große Ballenbinderhudler,
 Der Gebetlin kleine Wellenbinderstrudler,
 O laßt mir die drauß all diesen Südaezuder,
 Zihet anders wohin ihr Gottsraubjhmucker,
 Ihr werd mir sonst mit ewer unwarer Wahr
 Mein pare ware Wahr vergiffen gar:
 O Schelmen Wahr Zum Teuffel fahr,
 Gesell dich Par Zu gleicher Wahr,
 Du solt diß Jahr Hierein nicht zwar.

3. = 1.

O weit von hinnen, weit ihr Verdienstverhändler:
 O ihr Zeichner Syllanischer Blutregister:
 Ihr verdampte verdammer und Blutvermäntler:
 Ihr Lotterisch Bolaterranisch Worthändler:
 Ihr Parfüsse, Pacemkühige Pappriester:
 Ihr Liebverdüster, Ihr Kirch und Schulverwüster,
 Ihr Frommendängler, Ihr Formulfrom, nicht im Herzen,
 Ihr Lurpmündige laternenkerzen:
 Ihr Wannenwäher, Ihr Wetterhäher:
 O Herzenschweper, Aufheper, Fürstenreßcher,
 Friedensprecher, Blutrecher.

4. = 2.

Herein komu auch kein Bistfuchs, Heuchler, Schmeichler,
 Kein Fischroggenfresser, Harzhaubziehisch Anpftleut,
 Kein Jungverkaufer, Wortgrenpler, Raugenstreicher,
 Kein Taschenhirnsam Rahtsherrn und Gerichtsmäuchler.
 Kein Blut und Gutfanger, die verdampte Leut,
 Kein Prachtschab, Schmärschnarcher, die unverschampt' Leut,
 Welche die Leut wie Hund am strick führen:
 Aber ihr werd uns nicht verführen;
 Dann ewer Lohn Wird am Galgen stohn,
 Dahin gebt schreyen, Jungenplewen,
 Hier ist kein exces Zu ewern Proceß.

5. = 3.

Hierein komu auch kein arger Bucherpeyer,
 Kein Quittentanper, , Sparer, Scharer,

Kein Beuttelkrecher, Kornkäfer, Weinendweiber,
 Kein Handschriftkramer und Suctionsmeier,
 Glenfürber, Messchürper, Augschlagsparer,
 Goldbrüte, bucklig Geltmauser, Münzplarrer,
 Die auch selbst ihren . . . wollen sparen,
 Daß Haar vom Schwanz verkauffen mit der Laren.
 O schleckverkauffer Treckerkauffer,
 Bleib drauß du schnauffer, Landaußkauffer.
 Man kaufft kein Haar, Hierin diß Jahr.

6. = 4.

.....
 Dann hierinn ist nichts als der Eugentsamen,
 Darumb komu nichts es sey dann Eugentsam,
 Höflich und Dichtig, Nicht geblöcklich, undichtig:
 Ghehrt, Zuchtbescheiden, Nicht glährt, Zuchtgescheiden.
 Fraw Eugentsam, Nicht der Eugendsam.

7. = 5. 6. 7.

So trettet herein beide Männen und Frawen,
 Hierein solt ihr nichts als Zucht und Ehr schawen,
 Dann darumb ist die Ruhwart aufgebawen,
 Alles zu handeln ohn schew und grawen.
 Keiner ist gezwungen den es hat gerawen;
 Gott geb euch hiemit Glück auff gutes trawen,
 Und euch viel Gulden Ablass erlauben:
 Dann da viel steht zu klauben, da ist Glauben.
 Or done par don Or do ne pardon,
 Sedellofen Mag Sünden lösen,
 Sündenloß Macht Sedelloß,
 Sedelloß Ist Sündenloß,
 Wolan so löset Daß ihr löset,
 So wird man lösen Von guten und bösen.
 Und Ablass lesen, biß ihrs ablösen, ablesen, und ablesen und
 genesen: O thut Thor und Rigel für, wann die Bullenguad
 kompt für die Thür.

Uebersetzung des Verfassers.

1. = 1.

Nicht hier herein, ihr Heuchler, ihr Bigote,
 Dudmäuser, Narr'n, scheinheiliges Geschneiß!

Ihr Gimpel, gimpelhafter als der Gotthe,
 (Ost- oder West- gleichviel!) der der Magote
 Vorläufer war; ihr Zeterer, ihr Leis-
 auftreter, Lumpe, — und du ganzer Kreis
 Von aufgeblas'nem Bettelvolk und Zänkern:
 Nicht hier herein, — hier braucht ihr nicht zu stänkern!

Eure schlechte Sitte,
 Sie verpest', ich bitte,
 Dieses Haus mir nicht.
 Lied und Frohgesicht
 Scheuchte, wenn ich's litte,
 Eure schlechte Sitte.

2. = 2.

Nicht hier herein, ihr schlimmen Praktikanten,
 Ihr Hezer, Klaffer, Zungendrescher ihr!
 Ihr Schreibervolk, des Teufels Offizianten,
 Graubärt'ge Richter, so die Hirnverbrannten
 Streithähne schlachten, die in ihr Revier
 Sich hitzig wagen! Die Gerichtsgebühr
 Zahl' euch der Galgen! Nichts hier von Gelüsten,
 Darob wir uns bei euch verlagen müßten.

Streiten, Prozessiren
 Soll uns nicht verführen
 Hier, wo Lust uns winkt!
 Mag, was arg uns dünkt,
 Euch auch amüßiren:
 Stretten, Prozessiren.

3. = 3.

Nicht hier herein, ihr Wucherer, Menschenschinder,
 Ihr Hungerleider, die ihr scharrt und spart;
 Ihr Geier, Nebelfresser, Mammonskinder,
 Blutsauger, Naben, — die mit maulwurfsblinder
 Begier das Gold ihr einrast und bewahrt,
 Nur immer häufl, und Freuden andrer Art
 Nicht kennt, bis ihr genug gehungerleidert,
 Und euch der Tod sein „Galt“ entgegen schleudert.

Solche Menschenfrage
 Ist hier nicht am Plage,

Wäre nicht am Ort.
 Führt sie weiter fort,
 Weit von unserm Schaze,
 Solche Menschenfrage.

4. = 4.

Nicht hier herein, verbulkte Schäferhunde,
 Du immerwache Qual und Eifersucht;
 Kobolde, Larven, die zu jeder Stunde
 Ihr weckt den Argwohn mit dem Flüstermunde!
 Und ihr Lateiner, Griechen — saubre Frucht!
 Ausfäz'ge ihr, und ihr, die ihr die Wucht
 Der Sünd' im Leibe tragt, — fort aus dem Lande,
 Nicht hier, sonst wo ihr wollt, zeigt eure Schande.

Freude, Lob und Ehre,
 Merket euch die Lehre,
 Thun wir dem nur kund,
 Dem der Leib gesund;
 Daß sich stets ihm mehre
 Freude, Lob und Ehre!

5. = 5.

Ihr aber, die ihr brav seid, gut und bieder,
 Willkommen hier, willkommen! tretet ein!
 Dies ist der Ort, hier laßt euch ruhig nieder,
 Und kommt ihr heut', und kommt ihr morgen wieder,
 Soll's uns und euch zu Lust und Freude sein.
 Wie zahlreich auch, wie hoch, wie arm und klein,
 Ihr seid mir alle stets die Lieben, Werthen,
 Seid Hausgenossen mir und Lustgefährten.

Gerngeseh'ne Gäste
 Treten zu dem Feste
 Ohne Biererei:
 Höflich, frank und frei
 Grüßt der Wirth auf's Beste
 Gerngeseh'ne Gäste.

6. = 6.

Herein, herein, die ihr des Hellsands Lehre
 Mit Freimuth predigt, ob man euch auch großt!

Hier seid ihr sicher, daß euch niemand wehre,
Daß euch der Haß des Irrwahns nicht beschwere,
Der stets die Welt vergiften hat gewollt.

Hier wird dem wahren Glauben Ehr' gezollt,
Bis man die Höllner und des Wortes Feinde
Verstummen macht in christlicher Gemeinde.

Gottes heil'gem Worte
Sei an diesem Orte
Jedes Knie gebeugt,
Ehrfurcht stets bezeugt —
Als dem einz'gen Orte —
Gottes heil'gem Worte.

7. = 7.

Hier tretet ein, ihr hochgeborenen Frauen,
Fürchlos und kühn, dem Glück begegnet ihr!
Blüthen der Schönheit, lieblich anzuschauen,
Stolz, züchtig, klug, — hier dürfet ihr vertrauen,
Hier kränkt euch nichts, der Ehre Sitz ist hier!
Der hohe Herr, der dieses Haus gegründet,
Er that's, damit ihr Obdach darin findet.

Diesem edlen Gründer
Wünschen Gotteskinder
Von dem Vater Lohn,
Ebenso vom Sohn
Und vom Geist nicht minder,
Diesem edlen Gründer.

